This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
S327st
v.2

A 731,924

DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Studien.

II.

To hold, as 'twere, the mirrour up to nature; to shew virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time, his form and pressure.

Shakspeare.

Studien

37091

von

Johannes Scherr.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

838
5327st
v.2

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Das rothe Buch	1
Weimar und Paris	27
Fichte	97
Oktoberfeuer	141
Ein Dies irae	191
Der Dezemberschrecken	291

Das rothe Buch.

[redacted]

Auch wenn ſich der Säure des Peſſimismus die Süßigkeit des Humors beimiſcht, wird es der letztere kaum zu einem größeren Zugeſtändniß bringen als zu dieſem, die Komödia humana habe häufigſt bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Komödia diabolika und Thoren und Schelme ſpielten in derſelben unbeſtritten die Hauptrollen.

Feſte Nerven gehören dazu und ein ſolid angelegtes Kapital von geſundem Menſchenverſtand iſt erforderlich, um hiſtoriſches Wiſſen mit unbeirrbarer Urtheilskraft zu verbinden, mit einer Urtheilskraft, welche in dem ungeheuren Wirrſal disparater, in ihren Einzelnheiten wenig erbaulicher oder auch geradezu anwidernder Erſcheinungen das ewige Grundgeſetz einer unendlich langſamen und ſchwierigen, aber ſtätigen und unaufhaltſamen Entwickelung nicht aus den Augen verliert. Der weltgeſchichtliche Entwicklungsproceß wäre aber keiner, könnte keiner ſein, ſo er nicht ein ſittlicher. Die ſittliche Idee iſt demnach die Seele der menſchlichen Civiliſation, d. h. der vorſchreitenden Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts. Der negative Motor dieſes Vor-

ſchritts heißt Schuld, der poſitive Vergeltung. In der That, der ganze Verlauf der Weltgeſchichte iſt nur eine unendliche Notenfolge zum Texte des Jus Talionis. Schiller, an deſſen geſchichtlichen Verſuchen der gemeine Neid ſylbenſtechender Kleinmeiſterei früher ſchon und neueſtens wieder den gewohnten Kitzel, „das Stralende zu ſchwärzen“, geübt hat, Schiller, welcher mehr hiſtoriſchen Sinn beſaß als Dutzende von zunftmäßigen Hiſtorikern zuſammen, er ſah mit Augen, wie ſie eben nur Sehern, nicht aber Sitzfleiſchern vom Genus der gedankenlos-gelehrten Wiederkäuer gegeben ſind, die große „Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage.“

Solchen ſehenden Augen ſichtbar, thront ſie auch an Orten, wo man ſie wahrlich nicht vermuthen ſollte. Als im Sommer von 1863 auf dem deutſchen Fürſtentag zu Frankfurt — dieſem weltgeſchichtlichen Armuthszeugniß, welchem ſich an ſchneidender Schärfe nur etwa das in der Zeit von 1848—49 in derſelben Stadt geſchwatzt habende deutſche Parlament gleichſtellen läßt — der Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich es ausſprach, daß

„der deutschen Nation bislang die Mittel politischer Entwickelung entzogen gewesen seien", da hat er wohl nicht daran gedacht, daß er das Sprachrohr der „Vergelterin" sei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildester Form, über seinen Großvater Franz und dessen Metternich, über Friedrich Wilhelm den Dritten und dessen Hardenberg, über die deutsche Fürstenschaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige-Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz das auf Schuldig lautende Verdikt, den gerechten Verdammungsspruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" Dieses Wort, von dem unglücklichen Rylejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa gesprochen und wie ein slavisches Echo des bekannteren schiller'schen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist und immer und immer wieder die Blicke denkender Menschen auf sich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allseitig unbe-

fangene und gerechte, eine wahrhaft hiſtoriſche Anſchauung und Würdigung des ungeheuren Ereigniſſes an die Stelle des blindeifrigen Für und Wider getreten iſt. Denn obzwar in Würzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem chriſtlich-frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden Nichts nachgab, mit einer Leidenſchaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenſchaften entzünden mußte. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bauſch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoleon, um mit ſeinem Gloire-Lack die verblaßten Züge der Liberté vollends zu überpinſeln. Hierauf erfüllte das Heilige-Allianz-Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menſchen- und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwiſchen Opiumrauſch und Blödſinn ſchwankende Romantik den geſunden Menſchenverſtand als den ärgſten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armſeligſt-ſervilen

„der deutschen Nation bislang die Mittel politischer Entwickelung entzogen gewesen seien", da hat er wohl nicht daran gedacht, daß er das Sprachrohr der „Vergelterin" sei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildester Form, über seinen Großvater Franz und dessen Metternich, über Friedrich Wilhelm den Dritten und dessen Hardenberg, über die deutsche Fürstenschaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige-Allianz-Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz das auf Schuldig lautende Verdikt, den gerechten Verdammungsspruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" Dieses Wort, von dem unglücklichen Relejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa gesprochen und wie ein slavisches Echo des bekannteren schiller'schen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist und immer und immer wieder die Blicke denkender Menschen auf sich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allseitig unbe-

fangene und gerechte, eine wahrhaft hiſtoriſche Anſchauung und Würdigung des ungeheuren Ereigniſſes an die Stelle des blindeifrigen Für und Wider getreten iſt. Denn obzwar in Würzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem chriſtlich-frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden Nichts nachgab, mit einer Leidenſchaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenſchaften entzünden mußte. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bauſch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoleon, um mit ſeinem Gloire-Lack die verblaßten Züge der Liberté vollends zu überpinſeln. Hierauf erfüllte das Heilige-Allianz-Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menſchen- und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwiſchen Opiumrauſch und Blödſinn ſchwankende Romantik den geſunden Menſchenverſtand als den ärgſten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armſeligſt-ſervilen

Kapuzinaden gegen die glorreichen Ideen und titanischen Thaten der französischen Staatsumwälzung hergegeifert wurden. Nun aber erfolgte ein Umschlag. Die allmälig wieder sich sammelnde und kräftigende Vorschrittspartei in Europa und vorab in Frankreich griff — gerade wie die Reaktion ihrerseits auf das Mittelalter zurückgegriffen und dasselbe zweckdienlich schöngefärbt hatte — auf die Erinnerungen der Revolution zurück und stutzte dieselben zweckdienlich zu, die Lichtseite in die volle Beleuchtung rückend, die Schattenseite unter der Draperie achselzuckender Phrasen möglichst verbergend. So kam es, daß in den Händen der Parteien die Geschichte der französischen Revolution zu einem bloßen „Phantom" ward, an welchem die Einen die Gottgefälligkeit des Obskurantismus und Despotismus, die Andern die Vorzüge des Liberalismus und Demokratismus demonstrirten.

Endlich aber sind wir doch dazu gelangt, ohne so oder so gefärbte Parteibrillengläser uns das grandiose Revolutionstrauerspiel anzusehen, welches den aristotelischen Satz, daß die Tragödie da sei, um durch

Schrecken und Mitleid zu wirken und dadurch die Leidenschaften zu reinigen, welthistorisch illustrirt. Wir wissen jetzt, daß wir ein ungeheures Wechselspiel von Schuld und Sühne, von Frevel und Strafe vor uns haben, und unter allen gebildeten Nationen Europa's sind Geschichtschreiber von bedeutenden Gaben und lauterem Willen aufgestanden, um uns die einzelnen Akte und Szenen des beispiellosen Drama's bis ins Einzelne und Einzelnste hinein vor Augen zu führen. Auch ist eine bewundernswerthe Geduld und Mühwaltung darauf verwendet worden, die tausendfach verschlungenen Fäden der Revolutionsursachen bloßzulegen. Gerade in dieser Richtung ist jedoch Manches noch zu thun, um insbesondere der fortgesetzten bedientenhaften Schwarzmalerei des großen Ereignisses gegenüber deutlicher aufzuzeigen und klarer zu veranschaulichen, daß die Revolution mit allen ihren Schrecken nur die naturnothwendige, unausbleibliche Vergeltung der Verschuldung des Ancien Régime gewesen ist.

Für diesen Satz wird die nachstehende Episode aus der Geschichte der konstituirenden National-

verſammlung einen unwiderleglichen, einen ſo zu ſagen mathematiſch-ſtrikten Beweis beibringen.

2.

Zu Ende Novembers von 1789 benachrichtigte der redliche, ſtrenge, aufrichtig-fromme Janſeniſt Camus die Nationalverſammlung, daß ein geheimes Verzeichniß der höfiſchen Verſchleuderungen der Staatsgelder exiſtire, welches den Titel „das rothe Buch“ führe. Dies hieß der Verſammlung ein ſehnlich begehrtes Wild zeigen und den Jagdruf erheben. Alsbald begann auch die Hatz.

Camus hatte es eigentlich nur darauf abgeſehen, durch Einſicht in den „Livre rouge“ dem Penſionenunweſen zu Leibe gehen zu können. Allein das Rothe-Buch-Skandal nahm raſch viel größere Dimenſionen an: — es wurde ein tüchtigſter Hebel zum Umſturz der Monarchie.

Die Nationalverſammlung beſchloß auf die er-

wähnte Anregung hin, es ſolle die Liſte ſämmtlicher Penſionäre des Hofes veröffentlicht und zu dieſem Ende das rothe Buch gedruckt werden. Dieſer Beſchluß jagte dem Finanzminiſter Necker, welcher die Geheimniſſe des rothen Buches gar wohl kannte, gewaltigen Schrecken ein und er wußte ſeine Bedenken, ſo viel Schmähliches bekannt werden zu laſſen, auch dem Finanzausſchuß der Nationalverſammlung einzuflößen. Miniſter und Ausſchuß wollten die widerwärtige Sache mittelſt etwelchen parlamentariſchen Hokuspokus, wie ja Miniſter und Ausſchüſſe ſolchen in derartigen Fällen immer bei der Hand haben, vertuſchen. Aber das ging nicht. Der unerbittliche Camus gab keine Ruhe und zudem waren die Ausflüchte, die Bekanntmachung des geheimen Ausgabebuches zu unterlaſſen, gar zu dumm. Entblödete man ſich doch ſogar nicht, mit der kläglichen Lüge vor die Nationalverſammlung zu treten, die Veröffentlichung des rothen Buches ſei faſt eine Unmöglichkeit, da die Druckkoſten kaum weniger als 280,000 Livres (!) betragen würden. Die Verſammlung beantwortete dieſe ungeheuerliche Dummheit damit, daß ſie das

Anerbieten des Pariſer Buchdruckers Baudoin, das Buch gratis zu drucken, annahm.

Necker ſtand auf glühenden Kohlen oder ſaß auf Nadelſpitzen. Er hat eben auch in dieſer Angelegenheit, wie auf ſeiner ganzen Laufbahn bewieſen, daß er nur in den Augen ſeiner Tochter ein großer Menſch und Miniſter geweſen iſt. Die Tragweite ſeines Blickes ging im Grunde niemals über die Wände eines Bankier-Komptoirs hinaus. Statt den Argwohn, welchen die Exiſtenz des rothen Buches wachgerufen, durch raſche Veröffentlichung deſſelben und durch den leicht erbringlichen Nachweis, daß es auch etliche für den Staatsdienſt mehr oder weniger nothwendige Ausgabepoſten enthielte, zu dämpfen und zu mindern, mehrte und durchgiftete er vielmehr dieſen Argwohn durch eine ängſtliche Heimlichthuerei und ſetzte dem laut und lauter anſchwellenden Ruf: „Das rothe Buch! Das rothe Buch!“ welchen die Nationalverſammlung und die Preſſe alltäglich erhoben, wahrhaft kindiſche — Neckereien entgegen. Bald hieß es, das unſelige Buch befände ſich gerade in den Händen des Königs; bald, der Herr Mini-

ſter habe dermalen keinen Augenblick Zeit, mit dieſer Sache ſich zu befaſſen; bald, der Herr Miniſter ſei krank und gänzlich außer Standes, ſeinen Drangſalirer Camus — (möchte ihn doch der Teufel holen!) — zu empfangen. Aber der hartnäckige Janſeniſt ließ nicht ab von der Fährte des Wildes, und da ſeine Geduld zu Ende, ſo erhob er in der Sitzung vom 5. März 1790 ſo beſtimmte und herbe Klagen gegen Necker, daß die Verſammlung mittelſt eines ernſten und bündigen Votums dem Miniſter aufgab, das rothe Buch ihrem Penſionsausſchuß auszuliefern, deſſen Obmann Camus.

Noch zehn Tage zog Necker die Sache hin, dann aber, am 15. März, theilte er in Gegenwart ſeines Kollegen Montmorin dem genannten Ausſchuß das Buch mit, deſſen Einband von rothem Marokkin ſo viele häßliche Myſterien umſchloß. Die allerhäßlichſten ſollten aber unbekannt bleiben. Ludwig der Sechszehnte hatte nämlich bei Auslieferung des Buches die Bedingung geſtellt, daß der Inhalt der Blätter deſſelben, worauf die geheimen Ausgaben ſeines Großvaters verzeichnet waren, nicht bekannt

werden ſollte. Der Finanzausſchuß ehrte dieſe, obzwar einem Pompadour- und Dubarry-Louis gegenüber übelangebrachte Enkelpietät und ließ demzufolge die betreffenden Blätter mit einem Papierband verkleben. Das ganze Buch enthielt 222 Blätter. Die erſten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, die folgenden zweiunddreißig mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Sechszehnten angefüllt; die übrigen waren leer.

Am 18. März zeigte Camus der Nationalverſammlung an, daß das rothe Buch endlich ausgeliefert ſei. In den erſten Tagen Aprils ſchon war es gedruckt und aus ſeinen Blättern ging ein Getoſe hervor und über Frankreich hin, als wäre des alten Aeolus bekannter Sturmſack geplatzt*).

„Endlich haben wir das rothe Buch!“ triumphirte Camille Desmoulins in der 21. Nummer

*) Livre rouge, Paris 1790. Der Inhalt dieſer Separatausgabe des fatalen Buches wurde auch im Moniteur von 1790 veröffentlicht, in den Nummern 78, 97, 98, 101, 107, 109, 111, 113, 117.

ſeiner „Révolutions de France et de Brabant“. „Die Kommiſſion der Penſionen hat die ſieben Siegel gelöſ't, welche es verſchloſſen hielten, und erfüllt iſt die furchtbare Drohung des Propheten: Revelabo pudenda tua! Du ſollſt nicht einmal ein Feigenblatt finden, um Angeſichts der Welt deine ſchmachvolle Nacktheit zu verhüllen, nein! Man wird deinen ganzen Ausſatz erblicken und auf deinen Schultern die Brandmarke: Galérien — welche du, Ancien Régime, ſo wohl verdient haſt.“

Noch nachdrücklicher und eindrucksvoller ſprach ſich in ſeinem Journal „Révolutions de Paris“ der ſtrenge Louſtalot aus, einer der tüchtigſten und ehrenhafteſten Menſchen von damals. „Während der letzten Jahre Ludwigs des Fünfzehnten und ſeit der Thronbelangung Ludwigs des Sechszehnten iſt das Elend der Bevölkerung Frankreichs immer größer geworden. In den Städten verbarg ein ſinnloſer Luxus, welcher ſo ziemlich alle Klaſſen gleichmäßig verdorben hatte, nur nothdürftig eine furchtbare Armuth. Auf dem Lande waren die Bauern in der Nähe der Städte von allen Laſtern der letztern angefreſſen und von

einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier beſeſſen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten ſich großentheils mit ſchlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Waſſer. Nächſt dem Loos des Bauern war das des Soldaten das jammervollſte. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) geſehen zu haben. Die Haupturſache von allem dieſem Elend war die Verſchwendungswuth eines ſchwelgeriſchen Hofes, wo Julien und Meſſalinen mit Claudiuſſen und Neronen um den Preis der Infamie ſtritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menſchen koſtete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die franzöſiſche Nation weniger galt als ein Rennpferd oder ſonſt irgendein Spielzeug . . . Leſ't das rothe Buch!“

3.

Und man las es, man staunte, lachte, knirschte mit den Zähnen, schrie auf vor Entrüstung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda" der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkosten des Dubarry-Louis mit einem Papierstreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthschaft, wie sie unter des „sittenreinen" und „haushälterischen" sechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein schon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein solches Königthum vollständig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Gesammtsumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche in dem rothen Buch verzeichnet waren, an und für sich betrachtet nicht als eine unmäßige sich darstellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1789 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden sich darunter, wie schon erwähnt worden, etliche staatsdienstliche Kostenposten, wenngleich nur wenige

einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier beſeſſen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten ſich großentheils mit ſchlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Waſſer. Nächſt dem Loos des Bauern war das des Soldaten das jammervollſte. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) geſehen zu haben. Die Haupturſache von allem dieſem Elend war die Verſchwendungswuth eines ſchwelgeriſchen Hofes, wo Julien und Meſſalinen mit Claudiuſſen und Neronen um den Preis der Infamie ſtritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menſchen koſtete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die franzöſiſche Nation weniger galt als ein Rennpferd oder ſonſt irgendein Spielzeug . . . Leſ't das rothe Buch!“

3.

Und man las es, man staunte, lachte, knirschte mit den Zähnen, schrie auf vor Entrüstung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda" der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkosten des Dubarry-Louis mit einem Papierstreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthschaft, wie sie unter des „sittenreinen" und „haushälterischen" sechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein schon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein solches Königthum vollständig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Gesammtsumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche in dem rothen Buch verzeichnet waren, an und für sich betrachtet nicht als eine unmäßige sich darstellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1789 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden sich darunter, wie schon erwähnt worden, etliche staatsdienstliche Kostenposten, wenngleich nur wenige

(„Affaires de finances“ — „Affaires étrangères et postes“). Die öffentliche Entrüſtung aber wurde wachgerufen durch die Entdeckung, wie, wofür und an welche Leute die Staatsgelder ſo ſchamlos vergeudet worden, auch unter und von dem „ſparſamen“ und „gewiſſenhaften“ Sechszehnten.

Da waren zuerſt die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois. Dieſen beiden Herren bezahlte der Staat mitſammen jährlich für ihre Prinzenſchaft 8,240,000 Livres, eine für damals gewiß ſehr anſtändige Apanage. Allein ſie genügte bei Weitem nicht. Dem rothen Buch zufolge hatte der lüderliche Verſchwender Artois nur während Calonne's Finanzminiſterſchaft neben ſeinem regelmäßigen Einkommen nicht weniger als 14,550,000 Livres außerordentlich aus der Staatskaſſe bezogen, um die Schulden ſeines Lotter- und Laſterlebens zu bezahlen, was Calonne dem König als nothwendig vorgeſtellt hatte, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu ſichern“, und Ludwig der Sechszehnte genehmigt hatte, weil die Gemüthsruhe einer ſo hohen Perſon mit 14 Millionen, dem zer-

lumpten und hungernden Volke abgepreßt, denn doch nicht zu theuer erkauft war. Der „philosophische“ und nur „seinen Studien lebende“ Provence hatte sich begnügt, innerhalb derselben Frist nicht mehr als 13,824,000 L. außerordentlich aus dem Staatsschatz zu beziehen. Sehr theuer kam das französische Volk auch das Kindbetten der Prinzessinnen zu stehen. Für ihre Mühwaltung, den Duc de Berry zur Welt gebracht zu haben, bezog die Gräfin d'Artois 24,078 Livres und sieben Jahre später abermals „pour son accouchement“ wiederum 24,000; dazwischenhinein auch 24,078 L. „comme simple cadeau“.

Die Rubrik „Dons et gratifications“ enthielt überhaupt allerliebste Ausgaben. Zum Beispiel: dem Herrn von Croismard 50,000 L., um ihn „in den Stand zu setzen, das Gut Voisins zu kaufen.“ Dem Herrn Gourdin 15,000 L., damit er „die Charge des Herrn Gaffe zu kaufen vermöge.“ Dem Polizei-Generallieutenant Sartines „zur Bezahlung seiner Schulden“ 200,000 L. Dem Herrn de Lamoignon 200,000. Der Madame de Maurepas 166,000. Der Gräfin von Albani, weil sie die Frau des Prin-

zen Eduard Karl Stuart, 60,000 L. jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geschenk von 1,200,000 L. zum Ankauf der Domaine Fenestrange. Derselbe Seigneur, notorisch eine der gefräßigsten und verderblichsten Hofwanzen, bezog eine jährliche lebenslängliche Pension von 120,000 L. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Polignac, gemeinschädliches Geziefer allesammt, hatten zusammen Pensionen von mehr als 700,000 L.

Das Pensionenkapitel war überhaupt ein rares, absonderliches, märchenhaftes. Die Prinzen vom Geblüt — o Himmel, was war das mitunter für „Geblüt"! — verschmähten, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgestattet, es keineswegs, noch jährliche Pensionen im Betrage von 2,550,000 L. einzusacken. Mit ihnen wetteiferte die hochnoble Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Pensionen und Gratifikationen jährlich um nahezu 2 Millionen die Staatskasse erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Pensionen, zusammen 22,720 L.; die erste „als erster Präsident und Intendant", die zweite „als Intendant und erster

Präſident", die dritte „pour les mêmes considérations." Dem Marquis d'Autichamp waren vier Penſionen zugetheilt; die erſte „für die von ſeinem verſtorbenen Vater geleiſteten Dienſte", die zweite „ebendafür", die dritte, „ebendeßhalb", die vierte „ebendeßwegen". Ein deutſcher Prinz beſaß gleichfalls vier Penſionen; die erſte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die zweite „für ſeine Dienſte als Oberſt", die dritte „für ſeine Dienſte als Oberſt", die vierte „für ſeine Dienſte als Nicht-Oberſt (pour ses services comme non-colonel)". Dem Generalanwalt Joly de Fleury gab man eine lebenslängliche Jahresrente von 17,000 L. dafür, „daß er ſeine Stelle an ſeinen Sohn abgetreten." Die Gräfin d'Oſſun, Staatsdame der Königin, war mit einer Penſion von 20,000 L. bedacht. Der Haarkräusler Ducrot hatte eine lebenslängliche Penſion von 700 L. jährlich, weil er ein Prinzeſſin-Töchterlein des Grafen Artois „friſirt" hatte, welches geſtorben, bevor es Haare gehabt. Es gab Penſionäre, die unter ihren eigenen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schweſtern

in den Listen figurirten. Nicht minder solche, welche, wie z. B. eine Marquise de la Force, längst gestorben und begraben, dennoch wunderbarer Weise fortfuhren, ihre Pensionen zu beziehen. Mit welcher bronzestirnigen Schamlosigkeit die Minister zu ihren und ihrer Familien Gunsten dies Unwesen, diese ruchlosen Diebereien trieben, kann das Beispiel des Marschalls und Kriegsministers de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft, obgleich für seine Person an Besoldungen und Pensionen jährlich 98,622 L. beziehend, obgleich in den Stand gesetzt, nicht weniger als 11 Mitgliedern seiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Offizieren, von welchen sich aber bei näherem Zusehen vier als Mädchen herausstellten — Pensionen zuzutheilen, hatte der Mensch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 L. Pension, 15,000 L. Pension für seine zwei Kinder und eine Baarsumme, um seine Schulden zu bezahlen.

Also wurde unter des „gewissenhaften" und „sparsamen" Sechszehnten Regiment mit den Staats-

geldern gewirthſchaftet. Vergleicht man mit dieſen Summen und vergleicht man auch mit den weiteren, welche die Königin Marie Antoinette, die eine unterthänige Spucknapfhiſtorik neueſtens mit aller Gewalt zu einer Heiligen umſchönfärben möchte, mit vollen Händen an die flüchtigſten Modethorheiten und Weiberlaunen, ſowie an ihre Günſtlinge, die Polignacs, Coigny, Dillon, Ferſen, mit vollen Händen wegwarf, die winzigen Bagatellen, welche im rothen Buch unter der Rubrik „Almoſen“ zu finden ſind, ſo wird man auch wiſſen, was man von der vielgerühmten Chriſtlichkeit und Barmherzigkeit Ludwigs und ſeiner Frau zu halten hat. Der Ausgabenetat für König und Königin perſönlich wurde im Jahre 1789 auf 25 Millionen jährlich „beſchränkt“, — ein Einkommen, womit, wie man denken ſollte, ein „haushälteriſcher“ Familienvater und eine „verkannte deutſche Frau“ ſchon hätten auskommen können*).

*) Als „verkannte deutſche Frau“ nämlich ward Marie Antoinette neueſtens lobpſallirt, auf Grund ihrer von dem Grafen Vogt d'Hunolſtein veröffentlichten „Correspondance inédite“ (Paris 1864, 2me édit.). Der Lobredner hat in

Es konnte nicht fehlen, daß da und dort ein Blick der Neugier auch hinter den Papierſtreifen zu

---

ſeinem Eifer ganz überſehen, daß er eine ungeheure Lächerlichkeit beging, wenn er die Königin als „deutſche" Frau verherrlichte, da ſie ja in ihren eigenen Briefen zu wiederholten Malen von ſich rühmt, ſie habe ſich völlig entdeutſcht, vollſtändig franzöſirt, ſei Franzöſin mit Leib und Seele. Die Korreſpondenz der Königin kann nur das Urtheil einer ſtrengen, aber gerechten Geſchichtsanſchauung beſtätigen, daß Marie Antoinette's Einſicht ſehr oberflächlich, ihre Bildung ſehr ordinär, ihr abſolutiſtiſcher Hochmuth aber gränzenlos war und daß ſie erſt in den Tagen ihres Unglücks ein Gegenſtand des Mitleids nicht nur, ſondern auch der Achtung wurde. Im Uebrigen war die angezeigte Briefſammlung gar nicht werth, daß man einen ſo großen Lärm darüber aufſchlug. Das Buch enthält für den Kenner der Revolutionsgeſchichte gar nichts oder doch nur verſchwindend wenig Neues. Zu dem Bemerkenswertheſten gehört die Stelle eines Briefes, welchen die Königin am 7. Juli 1790 an ihren Bruder Leopold ſchrieb (Corresp. 152. seq.). Sie ſpricht darin von ihrer berühmten Zuſammenkunft mit Mirabeau in St. Cloud. „J'ai donc vu le monstre ces jours derniers avec une émotion à être malade, mais que son langage a bien vite contrebalancée sur le moment, c'étoit à Saint-Cloud il y a quatre jours. Le roy était auprès de moi et a été fort content de Mirabeau qui lui a paru de la meilleure foi et tout à fait dévoué. On croit tout sauvé." Dieſer einfachen Darſtellung zufolge gewinnt es den Anſchein, als ob der roman-

bringen versuchte, womit im Originalexemplar des rothen Buches die Schandausgaben des fünfzehnten Ludwig verklebt waren. Nur eine Probe von den Miasmen, welche von dort hervorstanken: — Als die Dubarry in ihrer Stellung als neue Haupt- und Staatsmaitresse feierlich bei Hofe eingeführt und vorgestellt wurde, gab sich Madame Katherine de Béarn dazu her, der „Maitresse en titre" bei dieser Einführung und Vorstellung zur „Pathin" zu dienen, wie man das nannte, und erhielt für diese schmachvolle Gefälligkeit 20,000 Livres. Das französische Volk hatte demnach das Vergnügen, 20,000 L. dafür zu bezahlen, daß eine ehrlose Dame eine aus dem Pfuhl der pariser Gassenprostitution aufgelesene Dirne in das „Ochsenauge" des versailler Schlosses begleitete.

Und da will man sich noch verwundern, daß ein allzeit zwischen Extremen, zwischen Soccus und Ko-

tische Aufputz, womit Zofe Campan an der bekannten Stelle ihrer Memoiren (chap. 21) und Graf d'Allonville (Mém. secr. II, chap. 10) die Zusammenkunft Mirabeau's mit der Königin garnirt haben, ganz wegzustreichen wäre.

thurn, zwiſchen Sklaverei und Empörung, zwiſchen Infamie und Gloire hin und her ſich werfendes Franzoſenthum bei Enthüllung aller dieſer Schändlichkeiten in Wuth ausgeborſten iſt? Der Terrorismus von 1792—94 ſchrieb den rothen Kommentar zum rothen Buch von 1790.

Weimar und Paris.

1.

Ariſtogeiton an Harmodios *).

Weimar, Auguſt 1794.

Erinnerſt du dich, Freund und Bruder? Als wir vor einem Jahrdutzend zu Eleuſis**) vor dem Illuminatus Illuminans ſtanden, um den Areopagiten-Grad zu empfangen, da gab Spartakus***) dir als Weihewort: „Des Wackern Welt iſt, wo er wirkt!“ und mir: „Des rechten Menſchen wahres

*) Für urtheilsfähige Geſchichtekenner bedarf es keiner Erinnerung, daß die Thatſachen, Anſchauungen und Stimmungen, welche in dem auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefwechſel der beiden geweſenen, hier mit ihren Ordensnamen bezeichneten Illuminaten vorkommen, durchweg und bis ins Einzelne hinein auf unanfechtbar quellenmäßigen Zeugniſſen beruhen.

**) Ingolſtadt.

***) Weishaupt.

Vaterland iſt die Menſchheit!“ Wohlan, mochten Judaſſe, Inquiſitoren und Deſpoten den Orden in ſeinem äußeren Beſtande vernichten, ich bin mit ganzer Seele Perfektibiliſt und Illuminat geblieben und halte demnach den Glauben an die Wahrheit und an das Heil der Grunddogmen: Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts und Weltbürgerthum! unerſchütterlich feſt. Ja, noch immer ſchwillt mir das Herz in der Bruſt bei dem Gedanken, daß Bildung und Aufklärung über alle Hinderniſſe triumphiren werden und müſſen; daß im Fluge der Jahrhunderte und Jahrtauſende die Natur ihre Aufgabe löſen muß und löſen wird; daß eine Zeit kommt, ein Tag erſcheint, wo die ſeelenzerreißenden Mißklänge des von Pfaffen gepredigten und von Tyrannen unterhaltenen Krieges Aller gegen Alle in die Harmonie des Weltfriedens ſich auflöſen, ein Tag, wo die Nationen, von der ſchrecklichen, künſtlich ihnen eingeimpften Peſt des Haſſes, der Feindſeligkeit und Unterdrückungsſucht geneſen, ihre wahren Intereſſen erkennen, auf den Trümmern der Zwingburgen, der Königsthrone und Götzenaltäre das Panier der Hu-

manität und Bruderſchaft aufpflanzen und unter demſelben zu einer Völkerfamilie ſich ſammeln werden, wie liebende Brüder, die im langentbehrten Vaterhauſe endlich ſich wiederfinden und nun einander haben und halten bis an's Ende der Tage.

Du ſiehſt, ich bin kein Spieß- oder Pfahlbürger, kein Patriot von Lalenburg oder Schilda. Ich kann es verſtehen und mitfühlen, daß der große Geiſt und die weite Seele eines Leſſing über die Schranken des Patriotismus ſich hinweggehoben, um auf Adlerfittigen in der Aetherregion des kosmopolitiſchen Bewußtſeins ſich zu wiegen. Aber trotzdem wollte ſich doch unwillkürlich in mir ein heftig Zürnen regen, als du, ſeit vier Jahren als ein Verſchollener von mir betrauert, deinen hochwillkommenen Brief aus der Hauptſtadt der Neufranken mit der Frage beſchloſſeſt: „Was macht ihr denn da drüben im Heimatlande des Sauerkrauts, der Knechtſeligkeit und der Schwarmgeiſterei?“

Denn in jedes fühlenden und denkenden Menſchen Bruſt muß die Saite Vaterland, ob ſanft ob unſanft angeſchlagen, einen Klang geben, und du, in deſſen

Seele dereinſt die Vollglut von Klopſtock's Vaterlands-oden loderte, du müßteſt die vollſtändigſte aller Meta-morphoſen durchgemacht haben, wenn ich glauben ſollte, daß hinter dem Dorngeſtrüppe deiner Ironieen und Sarkasmen nicht noch immer die rothe Roſe der Vaterlandsliebe ſich berge. Du thuſt auch unrecht, wenn du in deinem Schreiben, das mir den ſo lang und ſchmerzlich entbehrten Freund und Herzbruder wiedergab, den Umſtand, daß das „ungeheure Bei-ſpiel" der franzöſiſchen Revolution dieſſeits des Rheins nicht zündend gewirkt, der „deutſchen Be-dientenhaftigkeit" auf Rechnung ſetzeſt. Es läßt ſich für die Thatſache des Nichtzündens in der Maſſe der Deutſchen ein richtigerer und zugleich ehrenhafte-rer Grund angeben, wobei ich ganz davon abſehe, daß, wie du ja ſelber halb und halb zugibſt, der ganze Verlauf der furchtbaren Umwälzung nicht da-nach angethan war, die Nachbarvölker zur Nach-ahmung zu reizen. Auch davon will ich als von allgemein Bekanntem und Anerkanntem abſehen, daß die bildungs- und urtheilsloſen Maſſen, ſoweit ſie überhaupt von der geiſtigen Strömung des Daſeins

berührt werden, überall und allzeit Wahn und Lüge, die lächerlichſten oder infamſten Alberwitzigkeiten und Blödſinnigkeiten mit Begierde aufnehmen und mit Zärtlichkeit hegen und pflegen, während ihnen die Forderungen der Vernunft und Gerechtigkeit, die Ideen des Wahren und Schönen ſtets mühſam aufgedrungen, ja ſogar mit Gewalt aufgezwungen werden müſſen. Denn Dummem iſt Dummes, Gemeinem Gemeines wahlverwandt. Allein die Urſache, aus welcher die franzöſiſche Revolution bei den deutſchen Bevölkerungen keine Theilnahme und Nachahmung fand, war vor allen dieſe: — Bei uns in Deutſchland war, ſeit dem Uebergang des brutalen Sultanismus in den erleuchteten Deſpotismus, in vielen Staaten und Stäätchen nicht nur, ſondern weitaus in den meiſten für den Bauer und Bürger, für die Hebung der Landwirthſchaft, der Gewerbethätigkeit und des Verkehrs unendlich viel mehr geſchehen als in Frankreich. Der Beweis läßt ſich beibringen und iſt beigebracht, daß namentlich im ſüdweſtlichen und mittleren Deutſchland durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft, woran in vielen Gegenden die Abſchaffung

des Frohndienſtes und der ſinnlos-drückenden Hut- und Triftſervitute ſich anſchloß, in den Ackerbau, in das ganze bäuerliche Daſein und folgerichtig auch in das bürgerliche eine neue Regung und Bewegung gekommen und daß in der Bauerſchaft und im Bürgerthum, wie die Volkszahl, ſo auch der Wohlſtand ganz augenſcheinlich geſtiegen war, während dagegen in Frankreich die mittelalterliche Knechtſchaft, Barbarei und Armuth noch immer mit ihrer ganzen Bleiwucht auf dem Volke lagen. Als dieſer Zuſtand den naturnothwendigen und glorreichen Ausbruch von 1789 herbeiführte, fand er dieſſeits des Rheins nur bei den Gebildeten Beachtung und Theilnahme, bei den Maſſen aber nicht, weil dieſe, nur um des Lebens Nothdurft und um ihr ſinnliches Behagen ſich kümmernd, materiell ſich leidlich wohlbefanden. Die Leute aber, welche man zu den gebildeten Ständen zu zählen pflegt, werden unter keinen Umſtänden eine Revolution machen, ſoweit eine ſolche nämlich nicht mittelſt Worten gemacht werden kann.

Da iſt nun zu beachten und dir, einem ſeit Jahren in der Fremde Weilenden, in Erinnerung zu

bringen, daß es an kühn revolutionärer Wortsaat auch bei uns nicht gefehlt, daß ihm aber aus dem eben beregten Grunde der empfängliche Volksboden gemangelt hat. Es wäre ein grober Irrthum, zu meinen, erst die französische Revolution habe in Deutschland das politische Denken geweckt. Von den unklaren alterthümelnden Phantasieen und fratzenhaften Teutonismen der Klopstockianer will ich gar nicht reden, wohl aber der rastlosen und fruchtbaren patriotisch-publizistischen Thätigkeit von Männern wie die beiden Moser, Möser und Schlözer dankbar gedenken. Und hat nicht unserer besten Geister einer, hat nicht Bruder Humanus*) schon vor sechszehn Jahren den großen Jammer der Deutschen, unsere staatliche Zerrissenheit und Zerstückelung, unsere Vaterlandslosigkeit mit Scharfblick erkannt und mit Trauer genannt? Ja, schon im Jahre 1778 richtete er an den Kaiser Joseph den Zuruf:

*) Herder, welcher mit Göthe und dem Herzog Karl August — (dieser unter dem Namen Aeschylos) — dem Illuminatenorden angehörte.

„O Kaiſer! Du von neunundneunzig Fürſten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürſten,
Ein deutſches Vaterland!“

Derſelbe große Seher und Prediger der Humanität, welcher leider inmitten der unſeligen deutſchen Verhältniſſe keine Stellung gefunden, in welcher ſeine hohen Gaben zur vollen Entfaltung und Wirkung hätten gelangen können, er hat bei jeder Gelegenheit die „duldſam träge Eſelei“ unſeres Volkes wie die Laſter und Frevel unſerer Fürſten mit Flammenworten gezüchtigt. Zur Zeit, als der ruchloſe Menſchenhandel, welchen der ekelhafte Sünder, der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, und andere fürſtliche Menſchenfleiſchkrämer nach England und Holland trieben, im höchſten Schwunge war, ließ Herder ein Strafgedicht ausgehen, worin es von den verſchacherten Soldaten hieß: —

„Sie ſind in ihrer Herren Dienſt
So hündiſch treu, ſie laſſen willig ſich
Zum Miſſiſſippi und Ohioſtrom,
Nach Kanada und nach dem Mohrenfels

Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold ein, doch die Wittwe darbt,
Die Waisen zieh'n den Pflug und hungern. Nun
Das schadet nicht, der Fürst braucht einen Schatz."

Mannhafter und deutlicher hat sicherlich kein englischer oder französischer Oppositionsmann des Jahrhunderts gesprochen und selbst in den berühmten Briefen des Junius oder in den nicht minder berühmten vier Mémoires des Beaumarchais finde ich keine Stelle, welche an concentrirtem Zorn der herder'schen Auslassung gleichkäme oder gar sie überträfe. Ihren schwungvollsten und energischsten Ausdruck fand aber die deutsche Freiheitsstimmung an verschiedenen Stellen der, wie dir wohl erinnerlich, im Jahre 1787 von Gedike und Biester gegründeten, höchst verdienstlichen „Berliner Monatschrift" welche z. B. im Jahre 1787 eine Ode auf die Befreiung Amerika's brachte, worin die demokratische Gleichheit begeistert gepriesen *) und die Verjagung der Fürsten Europa's,

*) „O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
— — — — — — — —
Dein Schiffer deckt die Meere, die goldne Saat

der Triumph des republikaniſchen Prinzips auch in unſerem Erdtheil beſtimmt prophezeit wurde*).

Siehſt du, ſo weit, ſo hoch verſtieg man ſich ſchon in dem „Heimatland des Sauerkrauts, der Knechtſeligkeit und der Schwarmgeiſterei," noch bevor es einen Baſtilleſturm, eine Auguſtnacht, einen Konvent, einen Wohlfahrtsausſchuß und — eine Guillotine in der Welt gab. In Wahrheit aber war und iſt es hier zu Lande und allenthalben in Europa

---

Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blüh'n;
Der Miethlingsſklave ſieht's und ſtaunet,
Fühlt ſich, wird Bürger und küßt als Brüder,
Die er vertilgen ſollte. Du ſchenkſt ihm Haus
Und nie geträumtes Erbtheil und nennſt ihn Freund;
Froh krümmt er ſchon das Schwert zur Sichel,
Segnend die beſſere Hemiſphäre,
Wo ſüße Gleichheit wohnet, wo Adelbrut,
Europens Peſt, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienſtlos beſſern Menſchen
Trotzt und vom Schweiße des Landmanns ſchwelget."

*) „Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einſt glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirſt, deine Fürſten
Scheuchſt und ein glücklicher Volksſtaat grüneſt!"

Schwarmgeisterei, von Demokratie und Republik reden zu wollen bei dem jetzigen Bildungs-, d. h. Unbildungsgrade der Völker. Nicht politische Stichworte, nicht politische Formen sogar, sondern humane Kultur und sittlicher Charakter schaffen und erhalten die Freiheit und Wohlfahrt der Nationen. Es ist gleich viel werth, ja, und gleichbedeutend, ob ein deutscher Ochse brülle: „Es lebe der König!“ oder ein französischer Esel schreie: „Vive la république!“ . . .

Deine Frage: „Was sagen denn die Stimmführer deutscher Nation zum Gange der Dinge in Frankreich?“ ist wohl auch nur ironisch gemeint. Denn leider kann ja ein Deutscher, im Hinblick auf das kläglich in Regensburg spukende Reichsgespenst, von seiner „Nation“ nur im Sinn und Ton bitterer Selbstverspottung reden. Unsere Stimmführer sind, mit wenigen Ausnahmen, antirevolutionär gestimmt; vollends seit die unerbaulich in Szene gesetzte Klubbistenposse zu Mainz so tragikomisch ausgegangen ist. Der alte Klopstock hat, sowie er erfahren mußte, daß man eine Staatsumwälzung nicht mit idyllischen

Gefühlen und Rauſchbauſchphraſen macht, die Segensoden, womit er die Revolution anfänglich begrüßt hatte, mittelſt einer ganzen Reihe von Fluchoden widerrufen. Wieland, welcher in ſeinem „Merkur“ die Sache der Neufranken bis zur Proklamirung der Republik gehalten und vertheidigt hat, ſtimmt jetzt Jeremiaden über das Schalten und Walten des Konvents an, was ihm ſeine Freunde Knebel und Herder übel vermerken; denn dieſe beiden, und Bruder Humanus insbeſondere, ſind ſtandhafte Demokraten und ſie überließen ſich nie der kindiſchen Illuſion, eine große Revolution könne und müſſe ſich ſo geräuſchlos, ſauber und grandezzamäßig vollziehen wie die Haupt- und Staatsaktionen fürſtlicher Hochzeiten und Kindertaufen an einem unſerer Duodez- und Sedezhöfchen. Was Göthe angeht, ſo iſt er, ob zwar von Hufſchmieden und Schneidern abſtammend, ein geborener Ariſtokrat im Hochſinne des Wortes, eine jupiterliche Natur, die auch in ſeinem Aeußern mächtig und prächtig ſich ausgeprägt hat, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß unſer Jupiter in Haltung, Gebaren und Sprechweiſe einen höchſt

störsamen Zug reichsstädtischer Versteifung nicht zu verbergen vermag.

Wenn nun der Dichter des Götz, des Werther, des Prometheus und des Faust in seiner Sturm- und Drangzeit auch ein Stück von Revolutionär gewesen ist, und zwar ein gewaltiges Stück, so hat Se. Excellenz der Herr Kammerpräsident und Geheimerath von Göthe dafür poetisch Reu' und Leid gemacht oder, wie böse Zungen sagen, sehr unpoetisch. Denn, fürwahr, nur ausgemachte Göthe-Narren — es gibt deren eine gute Zahl — können in den dramatisirten Fehdebriefen, betitelt „die Aufgeregten" und „der Bügergeneral", welche der große Dichter gegen die französische Revolution zu erlassen sich bemüssigt fand, etwas Besseres finden als ordinären Gelegenheitskram eines Hofmanns, welcher darüber verstimmt ist, daß die Weltgeschichte anderwärts ein anderes Gesicht macht als am kleinen Musenhof zu Weimar. Man muß jedoch billig berücksichtigen, daß alles Revolutionär-Gewaltsame zwar nicht dem werdenden Göthe zuwider war, wohl aber der ganzen Natur und Art des gewordenen zuwider sein muß. Da er für

das Verſtändniß der Geſchichte gar kein Organ beſitzt — ſein „Egmont“ bezeugt es — ſo kann und will er in allen den großen Kriſen und Kataſtrophen, welche die Stationen auf dem Vorſchrittsweg der Menſchheit bezeichnen, nur gemachte Gewaltſamkeiten ſehen, nur willkürliche Eingriffe in ſein Ideal „ruhiger Bildung.“ Daher hat er neulich dieſes Epigramm niedergeſchrieben, welches mir zu ſehen gegönnt war: —

„Was das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in dieſen Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück —“

worin er, wie du ſiehſt, Reformation und Revolution in einen Verdammungstopf zuſammenwirft. Die Bonzen werden ſich, wenn ſie es erfahren, weidlich daran erbauen und erfreuen.

Du wirſt es ohne Zweifel begreiflich finden, daß unſer weiland Ordensbruder alſo zur Revolution ſich ſtellt und verhält, ja, daß er im direkteſten Gegenſatz zum neufränkiſchen Evangelium der Freiheit und Gleichheit in ſeinem „Taſſo“ nachdrücklich ausgeſprochen hat:

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edlen gibt's kein höher Glück
Als einem Fürſten, den er liebt, zu dienen . . .“

Was dich aber nicht wenig in Verwunderung ſetzen wird, iſt, daß der Dichter der „Räuber,“ des „Fiesko,“ der „Luiſe Millerin“ und des „Karlos“ eifrigſt in daſſelbe widerrevolutionäre Horn bläſ't. Für den über den Wolken zwiſchen den Sternen wandelnden Idealismus Schillers konnte ein Ereigniß wie die franzöſiſche Revolution nur ſtörſam ſein. Denn ſolche Wolkengänger und Sternenwandler ſehen mit Verachtung darüber weg, was innerhalb des Dunſtkreiſes der gemeinen Wirklichkeit vorgeht, und wenn, was nicht ausbleiben kann, dieſe Vorgänge ihnen dann und wann einen unliebſamen Stoß verſetzen, ſo ſchelten ſie zornig über die leidige Thatſache, daß ihren Idealen die Proſa des Lebens nicht entſpreche. Eine ſo weſentlich idealiſch angelegte, ſtets auf das Höchſte und Edelſte gerichtete Natur, wie die Schillers, iſt nur allzu geneigt und bereit, zu überſehen, daß große Ideen, wenn ſie nicht wirkungslos im Himmelsblau des Idealismus verflattern ſollen,

mit gemeinem Erdenstaub sich umkleiden, in Gestalt von menschlichen Interessen und Leidenschaften zu Fleisch und Blut werden müssen. Daraus, sowie aus unserer deutschviereckigen Unbeholfenheit in Sachen der Politik, aus unserer angeborenen staatsbürgerlichen Nullität, erklärt es sich, daß unser theurer Schwabe, ohne aufzuhören, ein Dichter der Freiheit zu sein, von Anfang an gegen die Revolution gestimmt sein konnte. Er hat, wie ich aus besten Quellen weiß, nach Eröffnung der Nationalversammlung im Mai 1789 des Bestimmtesten verneint, daß dieselbe etwas Rechtes und Dauerndes schaffen könnte. Ferner hat er beim Empfang der Nachricht vom Bastillesturm den Jubel, welchen seine Braut, Lotte von Lengefeld, und ihre Schwester, Frau von Beulwitz, darüber aufschlugen, mit den Worten gedämpft: „Die Franzosen kennen und anerkennen keine andere Ordnung, als die militärische, und es ist daher höchlich zu bezweifeln, daß sie sich republikanische Gesinnungen anzueignen, daß sie überhaupt die Freiheit zu ertragen vermögen.“ Als der Prozeß Ludwigs des Sechzehnten bevorstand, trug sich Schiller

alles Ernſtes mit dem Gedanken, eine Vertheidigungsſchrift für den entthronten Monarchen dem Konvent vorzulegen. Die Hinrichtung des Königs erfolgte aber, bevor der Dichter ſeine angefangene Arbeit vollenden konnte. Seither und vollends ſeit der Guillotinirung der Königin ſpricht er von den Franzoſen nur noch als von „elenden Schindersknechten.“

Sei gegrüßt und befriedige bald und vollauf die gerechtfertigte Neugier des Freundes, zu erfahren, was Alles du die letzten Jahre her erlebteſt.

2.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Oktober 1794.

Es gab eine Zeit, eine kaum verfloſſene Zeit, wo ich es lächerlich fand, daß Danton, deſſen Stärke ſonſt und überhaupt im läſſigen Hinwerfen oder zer-

malmenden Herausdonnern von Gigantismen bestand, die Klagefrage thun mochte: „Kann man das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ Denn ich, mein Freund, ich hatte auf der Rheinbrücke bei Kehl allen deutschen Staub und Schmutz sorgsam von den Reiseschuhen geschüttelt, um ja nichts Vaterländisches mit hinüber zu nehmen in das gelobte Land der Freiheit und Gleichheit. Ich arbeitete mit allem Fleiße daran, mich zu entdeutschen, und warum sollte es mir nicht gelingen? Haben uns nicht deutsche Prinzen und Prinzessinnen, welche so oder so auf fremde Throne berufen worden, herrliche Beispiele von raschester und vollständigster Entdeutschung gegeben? Hat nicht z. B. die deutsche Prinzessin von Anhalt-Zerbst, Katharina die Zweite, stets als eine Todfeindin ihres Vaterlandes sich erwiesen? Hat nicht die Königin Marie Antoinette im Mai von 1777 an ihre Schwester Marie Christine frohlockend geschrieben: „Je me sens françoise jusqu' aux ongles“? Mußten wir uns nicht von deutscher Unterthänigkeit wegen angeeifert fühlen, solche allerhöchstsublime Vorbilder, welche ich leicht bis zu einer statt-

lichen Zahl vermehren könnte, in ſubmiſſeſter Unterwürfigkeit erſterbend, nachzuahmen?

Wohl, ich wähnte, es wäre mir wirklich gelungen. Da führt mich vor etlichen Wochen mein Unſtern in den Handſchriftenſaal der Nationalbibliothek und ſpielt mir dort einen Kodex altdeutſcher Gedichte in die Hände, welchen die Franzoſen zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten zu Heidelberg oder ſonſtwo geſtohlen haben. Eingedenk, daß ich in den Flegeljahren meines klopſtöckiſchen Teutonismus eine Weile altdeutſche Studien getrieben, d. h. mit den göttinger Hainbündlern einen Hoppſaſſa um die Wodans-Eiche getanzt hätte, durchblätterte ich den Band, und als ich auf die Stelle ſtieß, wo ein mittelalterlicher Dichter wehklagt: —

„Owe war ſint verſwunden alliu miniu jar!
Iſt mir min leben getroumet oder iſt ez war?
Liut unde lant, da ich von kinde bin erzogen,
Die ſint mir fremde worden, reht', als ez ſi gelogen —"

da überſtürzte mich nicht das Heimweh, wohl aber das Gefühl der Heimatloſigkeit wie ein Katarakt von Schmerz und ich glaube faſt, mir altem Narren

wurden die Augen naß. Ich weiß, ich vermöchte nicht mehr unter euch zu leben; ich könnte in eurer von Theologismen, Servilismen und Philisterismen miasmaisirten Atmosphäre nicht athmen; die deutsche Krähwinkelei macht mir noch in der Erinnerung übel und ich habe sattsam erfahren, welche jammerselige Engherzigkeit, welche hartgesottene Selbstsucht, welche kleinliche Bosheit nur allzu häufig hinter eurer vielgerühmten Gemüthlichkeit steckt. Aber trotz Alledem hab' ich Mühe, mich aufrecht zu halten unter der Last des Gefühls, heimatbar und vaterlandslos da zu stehen in der unabsehbaren Oede eines phantastischen Weltbürgerthums, und wenn ich den Blick rheinüber wende und bedenke, daß unser Volk die Vormacht Europa's sein könnte, während es, und zwar durch eigenes Verschulden, nur dessen Spott ist, da siedet mir der Zorn in der Brust und mein Herz möchte aufschreien vor Pein. Siehst du, man muß ein deutscher Prinz oder eine deutsche Prinzessin sein, um sich wirklich und völlig entdeutschen zu können. An und in uns Anderen erneut sich immer wieder die alte Geschichte vom horazischen Topf: —

„Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu . . .“

Was du mir vom Schiller ſchriebeſt, verwunderte mich gar nicht. Der Mann iſt nach Allem, was ich von ihm weiß, ein Deutſcher höchſter Potenz, ein wahrer Idealmenſch unſerer Nationalität. Es war der große deutſche Jammer zu aller Zeit, daß die Beſten unſeres Volkes von der Idee zur That keine Brücke zu ſchlagen verſtanden, ja nicht einmal ſchlagen wollen. Denn beim Brückenſchlagen geht es ſchlechterdings etwas turbulent und unreinlich her und darf man nicht davor erſchrecken, bis an die Kniee und bis über die Kniee und gelegentlich bis an den Hals in trübem Waſſer zu ſtehen und im Schlamm und Moraſt zu arbeiten.

Die ewigen Wolkenkukuksheimer! Sie verlangen, daß ſich die Weltgeſchichte in der Wirklichkeit gerade ſo ſauber und nett, ſo ungefährlich und äſthetiſch ausnehme wie in Gemälden oder auf der Bühne. Freilich, keine Frage, das Brautbett iſt auch ein ſchöner Ding als das Kindbett, und doch findet der Gedanke des Brautbettes ſeine Erfüllung und Ver-

wirklichung nur im Kindbett. Mit eurer „ruhigen Bildung“! Das ist ja doch nur eine blöde Marotte, welche durch das Buch der Geschichte, wie jeder Schuljunge wissen könnte, von Blatt zu Blatt Lügen gestraft wird. Denn niemals haben die Dummheit und Nichtswürdigkeit der Menschen es gestattet, daß ein tüchtiger Vorwärtsruck geschah ohne die heftigsten Erschütterungen und wüthendsten Kämpfe. Kümmert sich etwa eine in der Qual der Wehen sich windende Kreißende um die Vorschriften der Anstandslehre? Mit nichten! Und die kreißende Menschheit, wenn sie unter vulkanischen Krämpfen ein neues Zeitalter in die Welt setzt, sollte dabei säuberlich und ordentlich nach dem Katechismus „ruhiger Bildung,“ wie ihn stubenhockende Poeten und Gelehrte zusammengefabelt haben, verfahren können? Firlefanz!

Sage doch dem Herrn Hofrath Schiller — denn er scheint es nicht zu wissen — daß er ein Mitbürger der „elenden Schindersknechte“ ist, ein „Citoyen français“ in aller Form. Denn die Nationalversammlung hat ihm vor zwei Jahren zugleich mit Washington, Kosciusko, Wilberforce, Klopstock und

Peſtalozzi das franzöſiſche Bürgerrecht als Ehrengeſchenk zuerkannt. Man ſpielt hier im Theater des Marais ſeine „Räuber“ unter dem Titel „Robert, chef des brigands,“ aber ganz ſansculottiſch zugeſchnitten und verhunzt. Ich ſah dort im vorigen Jahre das Stück in Geſellſchaft des Barons Wilhelm von Wolzogen, welcher ſich damals als Geſchäftsträger des Herzogs von Würtemberg hier befand. Es kam uns vor wie eine Büſte des Brutus, die man, wie um die Züge des Tyrannentödters recht grell hervortreten zu laſſen, mit Blutfarbe angepinſelt hatte. Da Schiller durch die Hinrichtung des Königs ſo ſehr erſchüttert worden, ſo mache ihn doch gelegentlich aufmerkſam, daß die Republikaner nur das Opfer vollzogen, welches die Konſtitutionellen zubereitet hatten. Dieſe Herren, die Lafayette, die Lameths, die Duport, die Maubourg, kurz die ganze konſtitutionelle Blaſe, ſie hat von Anfang an nichts Anderes gewollt als an die Stelle der völlig unhaltbar gewordenen Privilegien des Ancien Régime ein unter den Formen des verfaſſungsmäßigen Königthums neu und feſt zu begründendes Privilegium der Nobleſſe

und Bourgeoiſie zu ſetzen. Nobles und Bourgeois ſollten fortan in Frankreich ſein, was Nobility und Gentry in England ſind, die Herren des Monarchen, die Nutznießer der Monarchie. Um die wirkliche Sorte der Loyalität und des Monarchismus der konſtitutionellen Führer zu erkennen, genügt es, ihr Gebaren mitangeſehen zu haben, als die Flucht des Königs nach Varennes in Paris bekannt geworden. Wie Lafayette vergnügt hohnlächelte! Was er für cyniſche Witze ausgehen ließ! Wenn man in den konſtitutionellen Kreiſen von dem entflohenen Monarchen ſprach, hieß es ganz ungenirt: „Ce gros cochon là est fort embarassant“ — und ganz offen erörterte man die Fragen: „L'enfermera-t-on? Régnera-t-il? Lui donnera-t-on un conseil?“ Es hat nie eine ſchnödere Heuchelei auf Erden gegeben als das konſtitutionelle Weſen, das aber eigentlich gar kein Weſen iſt, ſondern eben nur Schein, Gaukelei, Blendung und Selbſtverblendung . . .

Wie ich die letzten Jahre her gelebt und was ich erlebt, fragſt du? O, Bruder von Eleuſis her, Ungeheures! Bei der Erinnerung, was ich geſehen,

was ich gehört, was ich erfahren, wandelt mich oft ein Schwindel an, ein Sauſen iſt in meinen Ohren wie Meeresbrauſen und die Pulſe meiner Schläfen pochen, als wollte mir der Kopf zerſpringen. Der Lavaſtrom des Schreckens, der ſich an mir vorübergewälzt, hat mir mit ſeiner Höllenglut die Haare weißgeſengt. An meinen jetzt vor Begeiſterung flammenden, jetzt vor Entſetzen ſtarrenden Augen iſt eine Koloſſaltragödie vorübergegangen, die ohne ihres Gleichen auf Erden. Menſchen-Götter und Menſchen-Beſtien die Schauſpieler und Schauſpielerinnen! Und inmitten dieſes raſenden Wirbelwindes von Erhabenſtem und Gemeinſtem, von Scheußlichſtem und Rührendſtem hab' ich *gelebt*!!! Weißt du, was das heißen will, *Gelebthaben* im Vulkanskrater des terroriſtiſchen Paris? Nein, du kannſt es nicht wiſſen; ich aber, ich weiß es von der Stunde an, wo ich der Sphinx Revolution aus nächſter Nähe ins tödtliche Auge ſah, wo ſie mich packte mit ihrer Löwenkrallenfauſt, mich als „Verdächtigen" in die Abtei ſchleuderte und ſchon im Begriffe war, in die Pickenſpitzen und Säbelſchneiden der Septembermörder mich

zu werfen, als ein Machtwort Dantons, gesprochen auf Betreiben des armen, guten, närrischen Redners des Menschengeschlechts, unseres Landsmanns Klootz aus Kleve, mich rettete.

Ah, wer wie ich in der Nacht vom 2. auf den 3. September 1792 einen Blick in den Hof der Abtei gethan, der hat in den Orkus geschaut! Und doch überrieselte mich noch ein eisigeres Grauen, als mir vor Jahresfrist die arme gute Rosalie Lamorlière, welche der Königin Marie Antoinette in der Conciergerie die letzten Dienste erwiesen hat, erzählte, daß und wie noch in ihren letzten Stunden die Verurtheilte brutalisirt worden ist. Die Unglückselige war gezwungen, Angesichts des Gensdarmerie-Offiziers, welcher Befehl hatte, sie Tag und Nacht nicht aus den Augen zu lassen, ihre Schaffottoilette zu machen, ja, Angesichts dieses Menschen ihren letzten Hemdenwechsel vorzunehmen. Sie bückte sich zu diesem Zwecke möglichst hinter ihre ärmliche Bettstelle und bat die Rosalie Lamorlière, die Magd des Kerkermeisters, zwischen das Bett und den Offizier sich zu stellen. Das Stück Viehmensch von Gensdarm aber drängte die

Magd hinweg, und als die Königin mit großer Sanftmuth („„avec une grande douceur"") zu ihm ſagte: „Mein Herr, im Namen der Ehrbarkeit geſtatten Sie mir, das Hemd ohne Zeugen zu wechſeln!" entgegnete er grob: „Was, Ehrbarkeit? Meine Ordre lautet, alle Ihre Bewegungen ſcharf zu überwachen."

Ich bin kein Royaliſt und ich bin kein Empfindler. Ich glaube noch heute, daß der 21. Januar von 1793 ein weltgeſchichtlicher Sühnungstag für die bergehohen Sünden der Valois und der Bourbons geweſen iſt. Ich bin noch jetzt überzeugt, daß Marie Antoinette zwar weit über ihr Verſchulden, aber keineswegs ſchuldlos gelitten hat. Ich weiß, ihr ariſtokratiſcher Hochmuth war verletzend und herausfordernd, ihre Verſchwendungsſucht zügellos, ihre Manie, die Polignacs und ähnliches Ungeziefer mit vollen Händen aus der Staatskaſſe ſchöpfen zu laſſen, ſündhaft, ihre Einſicht in die Zeitlage gleich Null und ihr Widerſtand gegen die Staatsreform heftig und taktlos, wie auch früher ihr Benehmen gegen die Herren Lauzun, Dillon, Coigny, Ferſen, mildeſtens geſagt, nicht eben taktvoll geweſen war. Aber das Alles

war weggewiſcht von der Tafel der Thatſächlichkeit, als ich am 14. Oktober vorigen Jahres Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal ſtehen ſah. Nicht die gefallene Enkelin der Cäſaren, nicht die gedemüthigte Tochter der ſtolzen Maria Thereſia, nein, das beleidigte Weib, die beſchuldigte Gattin, die beſchimpfte Mutter war es, welche mir ſchmerzlichſte Theilnahme abgewann.

Wenn ich jenes Tages gedenke, richtet ſich vor meinem inneren Auge das Bild der Königin empor, rein, edel, groß, mit der ganzen Majeſtät des Unglücks angethan und vom hellſten Nimbus des Heldenthums umleuchtet. Und als nun die Revolution ihre meines Erachtens größte Abſcheulichkeit und Infamie beging, als auf des wahnwitzigen Schurken Hébert Veranlaſſung die unerhörte Beſchuldigung, den eigenen unmündigen Sohn blutſchänderiſch verdorben zu haben, gegen die Angeklagte erhoben wurde, — der Blick, welcher da ihrem Auge entfiel! Niemals wieder iſt die ſouveraine Verachtung einer Welt, in welcher ſo Scheußliches erſonnen werden kann, in einem Menſchenblicke ſo zuſammengefaßt

geweſen, wie ſie es in dieſem war . . . Aber wie wunderlich widerſpruchsvoll ſind wir Menſchen gebaut! Von demſelben Gräulerfinder Hébert kann ich einen Zug bizarrſter Sentimentalität bezeugen. Während der Todesfahrt Ludwigs des Sechzehnten vom Tempel zum Revolutionsplatz ſaß im Hotel de Ville der Generalrath der Commune in Permanenz. Als die Meldung kam, daß des Königs Haupt gefallen, bemerkte eines der Mitglieder der Verſammlung mit Erſtaunen, daß ſein Nachbar und Kollege Hébert in Thränen ausbrach. „Wie, du weinſt?“ — „Ach ja, der Tyrann hat meinen Hund ſo liebgehabt und denſelben ſo oft geſtreichelt!“

3.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Oktober 1794.

Das Ereigniß des Tages iſt hier die perſönliche Befreundung von Göthe und Schiller, welche von

den beiderſeitigen Freunden und Freundinnen ſchon lange gewünſcht wurde. Bei früheren gelegentlichen Begegnungen haben die Beiden eher einander abgeſtoßen als angezogen und man weiß, daß Schiller vor fünf Jahren nach der erſten Zuſammenkunft mit Göthe geäußert hat: „Oefter um ihn zu ſein, würde mich unglücklich machen.“ Ebenſo, daß Göthe nach ſeiner Heimkehr aus Italien nur mit Mißbehagen den Beifall wahrnahm, welcher Schillers kraftgenialiſchen Erſtlingen inzwiſchen zu Theil geworden war, und daß er ſich darum, als er dem ſchwäbiſchen Dichter im lengefeld'ſchen Hauſe in Rudolſtadt zuerſt begegnete, gegen denſelben ſteif und abweiſend benahm.

Nun aber haben ſie ſich eines ſchönen Juliabends in dieſem Sommer drüben in Jena gefunden und verſtändigt und alle Welt hofft von dieſem Geiſterbund Erſprießliches, ein aufrichtiges und mächtiges Zuſammenwirken im Reiche des Wahren und Schönen. Schiller iſt im vorigen Monat für etliche Wochen von Jena herübergekommen und war in Göthe's Hauſe zu Gaſt. Da hatt' ich mehrfach Gelegenheit, die beiden Hochſtrebenden und doch ein-

ander so Ungleichen zusammen zu sehen. In Göthe's Erscheinung schlägt das Imponirende vor, in der Schillers das Herzgewinnende, das Idealische, ich möchte sagen Marquis-Posaische. Freilich wird Einem dieser Achtung erweckende und doch zugleich wohlthuende Eindruck durchaus nicht beim ersten Anblick des leider beständig kränkelnden Mannes zu Theil, der wie ein Ecce Homo aussieht. Man muß sich erst in diese lange, hagere, vorgeneigte, schlotterige Gestalt, in dieses hohlwangige, mit Sommersprossen bedeckte, von röthlichen Haaren lässig umflatterte, leidende Gesicht, man muß sich mehr noch in Schillers näselndes Organ und in seine geradezu verzweifelt und verteufelt schwäbische Zunge finden, welche „des" statt das sagt und alle Doppelvokale schauderhaft mißhandelt, bevor man erkennen kann, daß man einen Menschen ersten Ranges, einen Nummer-Eins-Mann vor sich habe.

Der Göthe kann unter Umständen noch recht heiter, sogar lustig sein, und was den Wein angeht, so verleugnet er nie den Main- und Rheinländer. Im letzten Juni sah ich ihn eines Abends mit Voß,

der hier war, mit Wieland, Knebel und Böttiger bei Herder zusammen und da ging es ausgelassen munter her. Der Hausherr ließ an diesem Abend weder den Generalsuperintendenten des Reiches Weimar spüren noch überhaupt das Geringste von der theologischen Essigsäure merken, welche ihm, wie nicht zu leugnen, die letzten Jahre her stark ins Blut gegangen ist. Wir machten die Skandalchronik der biblischen Erzväter, deren Laster und Lumpenstreiche Herder komisch vertheidigte. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein und Punsch.

Die geselligen Zusammenkünfte im göthe'schen Hause dagegen haben meist etwas Steifes, ein ich weiß nicht Was, welches Einen das Gefühl nicht loswerden läßt, daß man bei einer Excellenz sei. Selbst der kordiale und joviale Herzog Karl August, welcher für seine Person den burschikosen Pli und Ton der Kraftgenialitätszeit beibehalten hat, vermag seinen jupiterlichen Dutzbruder nur noch selten aus der ministermäßigen Gravität und Grandezza herauszubringen und hat im komischen Aerger darüber neulich ausgerufen: „Was der Kerl vornehm und

ſteif und taciturn geworden iſt!“ Aber freilich, Göthe mag durch ſattſam widrige Erfahrungen im Hofleben bei Zeiten belehrt worden ſein, daß der Ton, welcher in den ſiebziger und theilweiſe noch in den achtziger Jahren hier gewaltet hat, nicht länger fortzuführen ſei.

Wir ſchwelgen dermalen in philoſophiſchen und literariſchen Erörterungen und die leidigen Fragen der Tagespolitik hält man ſich gefliſſentlichſt vom Leibe. Zumal im göthe'ſchen Kreiſe. Als dort während Schillers Anweſenheit einmal die Rede gelegentlich kam auf die bedenkliche Lage Deutſchlands gegenüber den immer bedrohlicher hervortretenden Aggreſſivtendenzen der franzöſiſchen Republik, machte Göthe dem Geſpräche verſtimmt ein Ende mit den Worten: „Ganz Deutſchland iſt in ſchadenfrohe, ängſtliche und gleichgültige Menſchen getheilt. Ich für meine Perſon finde in dieſem Wirrſal nichts Räthlicheres als die Rolle des Diogenes zu ſpielen und mein Faß zu wälzen.“ Es trat eine ſchwüle Pauſe ein, über welche uns Schiller hinweghalf, indem er ſich erbot, uns ein Stück aus der Handſchrift ſeiner unlängſt

vollendeten „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ vorzuleſen.

O, Freund, das iſt ein wunderbares, ein tiefſinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin ſeine Philoſophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menſchheit mittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen aus dem „Staat der Noth“ in den „Staat der Freiheit und Vernunft“ hinüberzuführen. Du wirſt ſagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du dieſe Meiſterſchrift geleſen, wirſt, mußt du ihrem edeln Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann das Erſcheinen des Werkes kaum erwarten. Es ſoll zunächſt in den „Horen“ erſcheinen, einer Zeitſchrift, welche Schiller herausgeben wird und woran die beſten Köpfe Deutſchlands mitarbeiten werden. Göthe will ſeine „Römiſchen Elegien“ hineingeben, deren er etliche bislang nur im engſten Freundeskreiſe mittheilte. Freue dich auf dieſe herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köſtlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorleſung Schillers an jenem Abend iſt mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu

im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet...“ Iſt dies ein ſtrafender Rückblick auf den bisherigen Gang der franzöſiſchen Staatsumwälzung oder aber ein prophetiſcher Vorblick auf die nächſte Zukunft Europa's? Jedenfalls wirſt du zugeben, daß ſolche „Wolkenwandler“ aus ihrer Vogelperſpektive Menſchen und Dinge mitunter erſtaunend deutlich wahrnehmen.

vollendeten „Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“ vorzuleſen.

O, Freund, das iſt ein wunderbares, ein tiefſinniges Werk! Der Denker-Dichter entwickelt darin ſeine Philoſophie, d. h. den erhabenen Gedanken, die Menſchheit mittelſt Heranbildung derſelben zum Gefühl und Verſtändniß des Schönen aus dem „Staat der Noth“ in den „Staat der Freiheit und Vernunft“ hinüberzuführen. Du wirſt ſagen: Nebelei! Aber ich bin gewiß, wenn du dieſe Meiſterſchrift geleſen, wirſt, mußt du ihrem edeln Schöpfer bewundernd beipflichten. Ich kann das Erſcheinen des Werkes kaum erwarten. Es ſoll zunächſt in den „Horen“ erſcheinen, einer Zeitſchrift, welche Schiller herausgeben wird und woran die beſten Köpfe Deutſchlands mitarbeiten werden. Göthe will ſeine „Römiſchen Elegien“ hineingeben, deren er etliche bislang nur im engſten Freundeskreiſe mittheilte. Freue dich auf dieſe herrlichen Dichtungen; das Alterthum hat Köſtlicheres nicht hervorgebracht.

Aus der Vorleſung Schillers an jenem Abend iſt mir eine Stelle, die mich tief betroffen hat, treu

im Gedächtniß haften geblieben. „Von der Freiheit erſchreckt, die in ihren erſten Verſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer brauenen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen und hier, von einer pedantiſchen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands entſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, die Inſurrektion auf die Würde derſelben berufen, bis endlich die blinde Stärke dazwiſchen tritt und den Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Fauſtkampf entſcheidet...“ Iſt dies ein ſtrafender Rückblick auf den bisherigen Gang der franzöſiſchen Staatsumwälzung oder aber ein prophetiſcher Vorblick auf die nächſte Zukunft Europa's? Jedenfalls wirſt du zugeben, daß ſolche „Wolkenwandler“ aus ihrer Vogelperſpektive Menſchen und Dinge mitunter erſtaunend deutlich wahrnehmen.

4.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, Dezember 1794.

„Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen“ ... „Die Horen“, eine ſchöngeiſtige Zeitſchrift ... „Römiſche Elegien“ ... „Der Staat der Freiheit und Vernunft“ ... Wie fremd, wie märchenhaft, wie kindlich, um nicht zu ſagen, wie kindiſch mich das Alles anklingt, mich, der ich den „Ami du peuple“ und den „Père Duchèsne“ nicht nur geleſen habe, ſondern in Szene geſetzt ſah, mich, der ich den Staat der Ohnehoſen, der Strickerinnen Robespierre's und der Guillotinefurien erlebte und die wüſteſte, willkürlichſte und launenhafteſte aller Tyranneien, die Tyrannei der Maſſen und der Gaſſen, miterduldete! O, ihr Siebenſchläfer da drüben in Deutſchland, wollt ihr denn nie und nimmer erwachen und euch endlich einmal die ewigen Träume aus den Augen reiben?

Gewiß, der Prozeß der Geſchichte ruht nie; aber er iſt ein Kreislauf, eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Wohl häutet ſich die Schlange, ſtreift den verbrauchten Balg — ein Weltalter — ab und glänzt und gleißt in neuen Farben; aber ſie bleibt Schlange. Die Formen und Farben der Unvernunft, Narrheit und Schurkerei wechſeln, das Weſen aber iſt und bleibt ſtets daſſelbe. Nur Nebuliſten und Phantaſten können es für denkbar halten, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo die Menſchen aufhören würden, zu thun, was ſie von Anfang an gethan; eine Zeit, wo ſie aufhören würden, einander zu belügen und zu betrügen, zu martern und zu morden. Und weißt du, Freund, was an dieſer Moral der Weltgeſchichte noch das Kläglichſte? Der Umſtand, daß die genialiſchen Menſchen, die Helden, ſowie die großangelegten Schurken ſtets den Dummköpfen, den Feiglingen, den kleinen Schuften unterliegen und zum Opfer fallen müſſen . . .

Die Titanomachie iſt vorüber und die Pygmäen richten ſich möglichſt bequem auf der grauſigen Walſtatt ein. Die Jugend Frankreichs und überhaupt

Alles, was noch gesund, tüchtig und rüstig in dieser Nation, ist, angewidert von dem Anblick der wüsten Trümmer, womit die revolutionäre Sündflut den Boden des Landes bedeckt hat, in die Feldlager geeilt. Die Revolution wird soldatisch, ist es bereits und will ihre Prinzipien, natürlich verunstaltet und gefälscht, auf der Spitze der Bajonnette über Europa hintragen. Es fehlt nur noch ein Feldherr von Genie, der mit eiserner Faust die ungeheure, ungeduldig nach Außen strebende kriegerische Kraft zusammenfaßt und lenkt. Vielleicht ist der Mann schon gefunden. Ich erinnere mich wenigstens, vor zwei Jahren Einen gesehen zu haben, der aus dem Metall gegossen schien, woraus die Geschichte die Halbgötter und die großen Verbrecher gießt. Es war am 20. Juni 1792, dem Vorbereitungstag zum 10. August. Ich stand mit Hunderten von Neugierigen am mittleren Bassin des Tuileriengartens, dem Mittelpavillon des Schlosses gegenüber, wo im Oeil-de Boeuf die Volksmenge den armen König in einer Fensternische belagert hielt. Ganz nahe bei mir stand Dumouriez, welchen der übel, d. h. von seiner

Frau und deren Kamarilla berathene Ludwig wenige Tage zuvor plötzlich und barſch aus dem Miniſterium entlaſſen hatte. Ich erkannte den General, obgleich er ſeine Geſtalt mittelſt einer langen Redingote und ſeine Züge mittelſt eines breitkrämpigen Hutes zu verhüllen ſuchte. Als der König mit der rothen Mütze auf dem Kopfe am Fenſter erſchien, umſpielte ein ſardoniſches Lächeln die Mundwinkel des weggejagten Miniſters. In dieſem Augenblick ſagte eine ſcharf, faſt ſchneidend klingende Stimme mit zornvoller Betonung hinter mir: „Die Lumpenhunde! Man hätte die vorderen Fünfhundert des Geſindels niederkartätſchen ſollen, die Uebrigen würden ſofort ausgeriſſen ſein!“ Ich wandte mich um und erblickte einen kleinen, ſchmächtigen, jungen Mann in der verſchabten Uniform eines Artillerieoffiziers. Ein hageres, olivengelbes Geſicht, von langen ſchwarzen Haaren eingerahmt und erhellt durch das melancholiſche Feuer großer, ſüdländiſch-dunkler Augen, die unter einer prachtvoll gebauten Stirne hervorleuchteten. Es war in dieſem Kopf, in dieſen Zügen etwas Römiſches, etwas Cäſariſches, was mich im

höchſten Grade frappirte. Das Hin- und Herwogen der Kommenden und Gehenden trennte mich von dem Manne; ich habe denſelben ſeither nicht wieder geſehen und kenne ſeinen Namen nicht. Aber ſeltſamer Weiſe machte mich die ſchiller'ſche Stelle in deinem letzten Briefe der Erſcheinung im Tuilerien-garten lebhaft wieder gedenken.

Dieſer 20. Juni! Acht Tage darauf wurde der dem Untergangsſtrudel zutreibenden Monarchie ein letztes Rettungsſeil zugeworfen. Lafayette kam aus ſeinem Lager nach Paris geeilt, um die Royaliſten und die Konſtitutionellen um ſich zu ſammeln, verklagte den Jakobinismus an die Schranken der Nationalverſammlung und bot der königlichen Familie ſeine Dienſte an. Der König behandelte den „General der Konſtitution" mit beleidigender Kälte und ſprach nur wenige gleichgültige Worte mit ihm. Als die Thüre hinter dem erkältet ſich Zurückziehenden ins Schloß fiel, rief die ebenſo verſtändige als tugendhafte Prinzeſſin Eliſabeth aus: „Man muß das Vergangene vergeſſen und wir müſſen uns mit Vertrauen dieſem Manne in die Arme werfen, dem

einzigen, welcher den König und ſeine Familie retten kann!" „Nein — entgegnete in ihrem hochmüthigen Starrſinn Marie Antoinette — viel beſſer iſt es, zu Grunde zu gehen als durch Lafayette und die Konſtitutionellen gerettet zu werden!" ... Ob aber das Rettungsſeil haltbar geweſen wäre? Ach nein! Lafayette war nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man Rettungsſeile für unterſinkende Königthümer dreht. Seine Erſcheinung in Paris war ganz fruchtlos und mußte es ſein, denn der General war zu dieſer Zeit ſchon völlig verbraucht. Revolutionen nützen unendlich viel Material erſchreckend raſch ab.

Die Bekrönung Ludwigs des Sechszehnten mit der rothen Mütze war die Bekränzung des Opfers, deſſen der „große Altar, wo die rothe Meſſe celebrirt wurde" — wie der wüthende Terroriſt Voulland das Gerüſt der Guillotine nannte — ſchon harrte. Die Erhebung der Mütze der Galeerenſträflinge zum Freiheitsſymbol muß als eine der albernſten Marotten der Revolution bezeichnet werden. Sie entſprang, wie bekannt, aus den Zurüſtungen zu dem thörichten, ja geradezu verbrecheriſchen Triumphe, welchen Col-

lung an und begleiteten die ihnen mißfällige Rede des royaliſtiſch eifernden Abbé Maury von der Galerie herab mit geräuſchvollen Mißfallsbezeugungen. Aergerlich darüber, ſchrie der grobe Abbé, auf die beiden Damen mit dem Finger deutend, zum Präſidenten hinüber: „Herr Präſident, ſtopfen Sie doch den beiden Sansculottes dort die Mäuler!“

Dieſer Maury focht wacker in der Vorderreihe der Edelleute und Prieſter, welche es darauf angelegt hatten, die Revolution zu vergiften, um, wie ſie hofften, durch die Anarchie hindurch zum Ancien Régime zurückzugelangen. Gerade wie auf der andern Seite den Demagogen der niedrigſten Sorte, ſo war auch dieſen Vertheidigern von Thron und Altar kein Mittel zu ſchlecht, die Inſtinkte zu verwirren, die Köpfe zu erhitzen, die Leidenſchaften zu entzügeln. Auf den Umſtand, daß in den Provinzen die Volksmenge noch dem kraſſeſten Aberglauben und ſtupideſten Götzendienſt ergeben iſt, wurden niederträchtige Machinationen baſirt und insbeſondere war man erfinderiſch in Ränken und Schwänken, um die Geiſtlichen, welche, getreu ihrem Lande und gehorſam dem

Geſetze die Civil-Konſtitution des Klerus angenommen und den Schwur auf die Verfaſſung geleiſtet hatten, beim Volke in Mißkredit zu bringen und mit ihnen zugleich die Revolution verdächtig und verhaßt zu machen. Ein Beiſpiel. — Der Pfarrer zu Chatillon ſur Sêvres war ſo ein „prêtre assermenté“. Um ihn zu ruiniren wurde ein Mittelchen angewandt, welches ſpaßhaft geweſen wäre, wenn es nicht ſo ſataniſch-boshaft. Als nämlich eines Sonntags der Pfarrer das Tabernakel aufſchloß, um den Hoſtienkelch herauszunehmen und daraus den vor dem Altar knieenden Gläubigen das Fleiſch und das Blut Chriſti mitzutheilen, ſprang ihm aus dem geöffneten Tabernakel ein großer ſchwarzer Kater entgegen, ſetzte ingrimmig pfauchend über den Altartiſch weg, durchbrach mit Miaugeſchrei die Kette der Kommunikanten und rannte mit hoch emporgeſtelltem Schweife zur Kirche hinaus. Entſetzt ſtob die fromme Schar auseinander und der Sakriſtan, welcher den unglücklichen Murr in das Tabernakel praktizirt hatte, erhöhte die Wirkung des erwecklichen und erſchrecklichen Wunders durch das kräftigſt an-

geſtimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ ſind dutzendweiſe vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moſes an bis heute Gott verunſtaltet haben und verunſtalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengſel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unſeren kühnſten Gedankenflügen alles Beſte, Schönſte, Höchſte in der Idee der Gottheit zuſammenfaſſen, hieß es dann dieſer nicht auch eine namenloſe Schändung anthun, wenn Menſchen, d. h. Menſchen-Beſtien, welche ſich aus dem Taumelkelch des Jakobinismus einen Tollrauſch getrunken hatten, den unerſättlichen Aasgeier Marat vergötterten? O, arme, große Charlotte Corday, Heldin, ſchön wie eine Roſe und rein wie Schnee, noch ſehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Geſtalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin ſtigmatiſiren ſollte und dich ſtatt deſſen mit dem purpurnen Nimbus des Mar-

tyriums umgab, noch ſehe ich dich, wie du, beſcheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unſäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blickteſt, welche maratiſtiſch dich umheulten!

Ganz eigenthümlich verſchiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chenier in die Revolutionsepiſode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieſer Zeit hervorgebracht, und unbedingt eines der koſtbarſten Opfer des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumph der Schweizer von Chateauvieux die unauslöſchliche Brandmarke ſeiner Verſe aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er ſeine Heldin alſo anſprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans tes complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices.
Baigne-toi dans le tien, et reconnais les dieux!“

Der andere Bruder aber, Marie Joſeph Chenier, erſtattete am 14. November vorigen Jahres im

geſtimmte Gezeter: „Der Teufel! Der leibhaftige Teufel!“ Aehnliche Praktiken „ad majorem dei gloriam“ ſind dutzendweiſe vorgekommen, Praktiken, vollkommen würdig des Wauwau's, zu welchem die Pfaffen von Moſes an bis heute Gott verunſtaltet haben und verunſtalten.

Aber wenn wir armen Eintagsfliegen, „Blättern des Waldes vergleichbar“, wenn wir, Gemengſel von Sonnenfeuer und von Erdenkoth, in unſeren kühnſten Gedankenflügen alles Beſte, Schönſte, Höchſte in der Idee der Gottheit zuſammenfaſſen, hieß es dann dieſer nicht auch eine namenloſe Schändung anthun, wenn Menſchen, d. h. Menſchen-Beſtien, welche ſich aus dem Taumelkelch des Jakobinismus einen Tollrauſch getrunken hatten, den unerſättlichen Aasgeier Marat vergötterten? O, arme, große Charlotte Corday, Heldin, ſchön wie eine Roſe und rein wie Schnee, noch ſehe ich dich auf dem Henkerkarren, die jungfräuliche Pracht deiner Geſtalt nur von dem rothen Hemde verhüllt, das dich als Vatermörderin ſtigmatiſiren ſollte und dich ſtatt deſſen mit dem purpurnen Nimbus des Mar-

tyriums umgab, noch ſehe ich dich, wie du, beſcheiden und hoheitsvoll zugleich, mit unſäglichem Mitleid auf die Kanibalen und Kanibalinnen blickteſt, welche maratiſtiſch dich umheulten!"

Ganz eigenthümlich verſchiedenartig waren die beiden hochbegabten Brüder Chenier in die Revolutionsepiſode Marat-Corday verflochten. Der genialere André, unbedingt der größte Poet, welchen Frankreich zu dieſer Zeit hervorgebracht, und unbedingt eines der koſtbarſten Opfer des Schreckens, feierte, wie er früher dem Triumph der Schweizer von Chateauvieux die unauslöſchliche Brandmarke ſeiner Verſe aufgedrückt hatte, die That der Jungfrau von Caen in einer herrlichen Ode, in welcher er ſeine Heldin alſo anſprach:

„Son oeil mourant t'a vue, en ta superbe joie,
Féliciter ton bras et contempler ta proie.
Ton regard lui disait: Va, tyran furieux,
Va, pour frayer la route aux tyrans tes complices,
Te baigner dans le sang fut tes seules délices.
Baigne-toi dans le tien, et reconnais les dieux!"

Der andere Bruder aber, Marie Joſeph Chenier, erſtattete am 14. November vorigen Jahres im

Konvent den Bericht über das Geſetz, kraft deſſen die Ueberreſte Marats ins Pantheon gebracht wurden. Aber das genügte der Maratmanie noch nicht. Das Herz des Aasgeiers ward in eine köſtliche Urne von Achatſtein verſchloſſen und dieſe auf einem eigens hierzu im Garten des Luxemburgpalaſtes errichteten Altar zur Anbetung ausgeſtellt. Zur Anbetung, ja! Man verbrannte Weihrauch vor dieſem Heiligthum und ich habe ein gedrucktes Gebet in Händen gehabt, worin es hieß: „Herz Jeſu, Herz Marats! O, heiliges Herz Jeſu! O, heiliges Herz Marats!“ Auf dem Karrouſelplatz vor den Tuilerien erbaute man zu Ehren von Marat eine Pyramide, in deren Innerem ſeine Büſte, ſeine Badwanne, ſein Schreibzeug und ſeine Lampe als hochverehrte Reliquien aufgeſtellt wurden.

Im Buche des menſchlichen Wahnſinns, ſonſt auch beſcheidentlich Weltgeſchichte genannt, darf ſich dieſe Marat-Vergottung ſicherlich neben dem Wahnwitzigſten ſehen laſſen und kann ſelbſt neben den Beſchlüſſen des Koncils von Nikäa, neben den „Acta sanctorum“, neben den Bullen der Gregore und Innocenze, neben der Inquiſition und den Hexenpro-

zeſſen, neben der Bibelbuchſtabenabgötterei Luthers und dem Gnadenwahldogma Kalvins mit Ehren figuriren. Glücklich, dreimal glücklich die Unwiſſenden, welche in thierähnlicher Stumpfheit über dieſe unſere Erde hinduſeln, ohne zu ahnen, daß kaum ein Fleck auf derſelben zu finden, wo nicht ein Blödſinn oder ein Gräuel geſchah.

5.

Ariſtogeiton an Harmodios.

Weimar, Auguſt 1795.

Du würdeſt dich in unſerer Muſenſtadt, allwo du vor Zeiten die „Geniewirthſchaft“ mitangeſehen und ſogar mitgemacht, kaum noch auskennen, lieber Freund. So abenteuerliche Geſtalten, wie damals hier ſpukten, ſolche Geſellen wie Lenz, Klinger, Kaufmann und Konſorten, würden jetzt keine Gaſtfreundſchaft mehr finden und Verſuche, das Poetiſche zu verwirklichen, Gedichte zu leben, wie wir vordem

auf der Ettersburg, zu Ilmenau, in Stützerbach und auf dem Gickelhahn kraftgenialisch sie angestellt haben, wären jetzt geradezu unmöglich. Alles hat sich vernüchtert und versteift und selbst der Humor Karl Augusts spielt, wie mir scheinen will, seit des Herzogs Heimkehr von der so kläglich verlaufenen Campagne nach der Champagne nicht mehr in den früheren Brillantfarben. Es hängt etwas in der Luft, das mit Schicksalsschwere auf die Gemüther drückt und auch in die literarische Bewegung mehr und mehr Verstimmung und Parteiung hineinträgt. Herder, welcher den guten alten Papa Wieland mit sich zieht, stellt sich immer moroser dem göthe-schiller'schen Kreise gegenüber und geht in seiner Verbitterung so weit, daß er den neueren Schöpfungen der beiden großen Freunde das trivialste, platteste Makulaturzeug, wie z. B. das Romangeschmier eines Lafontaine und die zu kindischem Gefasel und Gelalle heruntergesunkene Reimerei des armen alten Gleim vorzuziehen affektirt.

Göthe hat einen leidlich gelungenen Versuch gemacht, für die weimarer Literaten und die jenenser

Gelehrten einen ausgleichenden Mittelpunkt zu ſchaffen. Es iſt dies der wiſſenſchaftliche Verein, welcher allmonatlich eine feierliche Sitzung hält und zwar im Palais der Herzogin Amalia. In einer dieſer Sitzungen hörte ich in Gegenwart des ganzen Hofes einmal den wackern Knebel eine Abhandlung über die Höflichkeit vortragen, worin der deutſchen Ariſtokratie ſtarke Wahrheiten geſagt wurden, und zwar demokratiſch herb und derb. Du erſiehſt hieraus, daß man hier keineswegs von der Jakobinerangſt befallen iſt, welche freilich an andern deutſchen Höfen wahrhaft lächerlich graſſirt. Im Uebrigen iſt hier, nach dem Vorgange Göthe's, dermalen das Dilettiren mit der Natur und Naturwiſſenſchaft unter den „Gebildeten" die Mode des Tages und insbeſondere ſind die Weiber ganz darauf verſeſſen, Herbarien zu kleiſtern und Steinſammlungen anzulegen. Die Sache hat aber ihre ernſte Seite. Denn ſoviel iſt klar, jeder Vorſchritt auf dem Wege zur Erkenntniß der Naturgeſetze bricht einen Stein aus der Baſtille des Bonzenthums . . . .

Faſt ſcheint es, der Glanz Weimars müßte vor

dem aufgehenden Jena's erblaſſen. Die alte Univerſität hat durch die Anweſenheit Schillers und mehr noch durch das Auftreten des jungen Philoſophen Fichte einen neuen Aufſchwung genommen. Eine Elite von begabten und ſtrebſamen Jünglingen, von welchen man ſich für Wiſſenſchaft und Poeſie Vorzügliches verſpricht, iſt aus allen Gegenden Deutſchlands dort verſammelt. Man nennt als bedeutend insbeſondere zwei Brüder Humboldt, ferner zwei Brüder Schlegel, dann Hardenberg, Schelling und Brentano. Man muß glauben, daß eine neue Literaturepoche anzubrechen im Begriffe ſei, namentlich wenn man erwägt, daß das meteorgleich aufſteigende Geſtirn des Wunſiedlers Jean Paul Friedrich Richter neueſtens die Geſtirne Göthe's und Schillers zu verdunkeln droht. Von dem Enthuſiasmus, welchen gegenwärtig der „Heſperus“ Richters erregt, namentlich in der Frauenwelt, kannſt du dir gar keine Vorſtellung machen. Alle ſchönen und nichtſchönen „Sansculottes“ hier und in Berlin und überall, von wo ich höre, ſind heſperusſüchtig. Es ſind aber auch wunderbare Sachen in dem Buch, das muß man ſagen . . .

Neulich hab' ich eine genußreiche Woche drüben in dem „lieben alten Neſt", wie Göthe Jena nennt, verlebt. Eines Tages war ich mit Fichte und Woltmann bei Schiller. Frau Lotte hatte uns eben den Kaffee eingeſchenkt, als der Dichter mit einem Blatt Papier in der Hand aus ſeiner Arbeitsſtube herüberkam. Er ſah vergnügt aus und ſagte: „Hört, ich habe da Etwas gemacht; weiß aber nicht, ob es Etwas iſt." Damit begann er zu leſen: —

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er kommt mit Donners Ungeſtüm,
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen
Und Eichen ſtürzen unter ihm.
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Horcht ihm der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Flut vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht:
So ſtrömen des Geſanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Die folgenden Strophen weiß ich nicht mehr anzuführen, aber das ganze Gedicht iſt eine prachtvollgedankenreiche Transfiguration der Miſſion des Dichters. Wir hatten mit freudigſter Theilnahme gelauſcht, und als Schiller von ſeinem Papier aufblickend uns

ins Geſicht und in die freudeſtralenden Augen ſeiner Frau ſah, ſagte er: „Ich hab' ſchon gefürchtet, meine poetiſche Ader ſei ganz vertrocknet; aber es ſcheint doch, ſie wolle wieder in Fluß kommen.“

Frau Lotte fragte mich nach Neuigkeiten aus Weimar, worauf Woltmann meiner Antwort mit den Worten zuvorkam: „Nun, das Neueſte iſt, daß Göthe's Vulpia wieder mal eine Sechswochen-Reiſe thun muß. Die erſte dieſer Reiſen fiel, mein' ich, in den Dezember von 1789. Die wievielte iſt wohl die gegenwärtige, Frau Hofräthin?“ „Ich bin nicht in die Geheimniſſe der Demoiſelle eingeweiht“, entgegnete den Mund verziehend Frau Lotte und ging hinaus. Sie verehrt zwar den Göthe hoch und innig, kann aber ſchon aus Rückſicht auf ihre Freundin Charlotte von Stein natürlich die „Demoiſelle“ nicht leiden, mit welcher ſich Göthe nach ſeiner Heimkehr aus Italien ſelber kopulirt hat. „Iſt's denn wahr — fuhr Woltmann fort — daß die Stein, welche denn doch nachgerade ſehr unter das alte Eiſen gehört, noch immer voll Gift und Galle auf die arme Vulpia iſt?“ „Ja, verſetzte Schiller, in ſolchen Dingen

verſtehen die Weiber keinen Spaß. Bei mir daheim in Schwaben gibt's ein Wort, welches das Gefühl, was Frau von Stein noch jetzt gegen die Demoiſelle hegt, draſtiſch-richtig kennzeichnet. Schade, daß es in guter Geſellſchaft nicht präſentabel."

Dann ſprach er mit Fichte über deſſen kühne Schrift „Zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution," und zwar ſprach er als Ariſtokrat, — in dieſes Wortes eigentlichem und urſprünglichem Sinne, wohlverſtanden! Der Demokrat Fichte hielt ihm energiſch Widerpart und Schiller beſchloß endlich den Diſput, indem er, auf Kants „Kritik der reinen Vernunft" weiſend, welche auf dem Tiſche lag, ſagte: „Die rechten und wirklichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfaſſung zu Grunde gelegt werden müſſen, ſind noch nicht ſo gemein unter den Menſchen. Sie ſind noch nirgends als hier!" Worauf Fichte, das himmelſtürmende Buch mit der Linken aufraffend, mit der Rechten darauf ſchlagend und mit ſeinen dunkeln, blitzenden Kugelaugen den Dichter anſchießend: — „Und wiſſen Sie, Herr Hofrath, was

dieſes Buch eigentlich iſt? Ich will es Ihnen ſagen. Es iſt die deutſche Guillotine!“

6.

Harmodios an Ariſtogeiton.

Paris, November 1795.

Ahnt' ich es doch, daß hinter dem jungen Kriegsmann, welchen ich am 20. Juni von 1792 im Tuileriengarten geſehen, Etwas ſtecken müßte. Unlängſt ſah ich ihn wieder als General Bonaparte, am 13. Vendemiaire (5. Oktober) mit ſchnellfertiger Energie die royaliſtiſche Inſurrektion gegen den Konvent zerſtäubend. Ich hatte da einen Augenblick Gelegenheit, zu beobachten, wie er von den Stufen der Kirche von Saint-Roch herab ſeine Befehle gab. Ein Marmorantlitz, ein Herrſcherblick! Die Art, wie er ſeine Rechte bewegte, ſchien anzudeuten, er fühle, daß das Geſchick Frankreichs in dieſe ſeine Hand gelegt ſei. Alles in Allem: dieſer Mann hat vielleicht das Zeug zu einem

Cäſar oder Cromwell, gewiß aber nicht zu einem Waſhington.

Am 26. Oktober hat der Konvent ſeine Sitzungen geſchloſſen und zu exiſtiren aufgehört. Der Vulkan in den Tuilerien, wohin er ſich aus der Manége verſetzt hatte, iſt erloſchen. Eruptionen, wie der in die Welt geſchleudert, müſſen jeden Vulkan erſchöpfen. Die ungeheure Arbeit, welche dieſe Verſammlung zu thun hatte und welche von ihr wirklich gethan wurde, wird erſt eine ſpätere Zeit leidlich gerecht zu werthen wiſſen. Auch die Verdienſte und die Verbrechen der Helden und Opfer der Konventspolitik werden erſt in viel ſpäterer Zeit auf der Goldwage der Geſchichte richtig geprobt werden. Heutzutage wirft noch Jeder ſeine Parteileidenſchaft in die eine oder andere Wagſchale. Merkwürdig iſt aber, daß ſich das Urtheil über den mir perſönlich ſtets unausſtehlich geweſenen Contrat-Social-Pedanten Robespierre ſchon jetzt zu modifiziren beginnt. Aufrichtige Republikaner, welche das Blutregiment ſtets verabſcheuten, nehmen keinen Anſtand, zu erklären, daß ſie einen groben politiſchen Fehler begangen

hätten, als ſie am 9. Thermidor mit den Feinden Robespierre's, mit ſolchen notoriſchen Schurken wie Tallien und Collot, gemeinſchaftliche Sache machten. Noch mehr, ein eifriger, aber ehrlicher und urtheilsfähiger Royaliſt, Monſieur de Beaulieu, hat neulich öffentlich geäußert, es „ſei ganz unbeſtreitbar, daß die größten Gewaltſamkeiten ſeit dem Beginn des Jahres 1794 durch die Leute hervorgerufen und in Szene geſetzt wurden, welche auf den Sturz Robespierre's ſannen.“

Am 28. October iſt mit der Eröffnung des Rathes der Fünfhundert und des Rathes der Alten die Konſtitution des Jahres 3 der Republik ins Leben getreten. Seither wurde auch die oberſte Exekutiv-Gewalt, das Direktorium, gewählt und inſtallirt. Es wird eine Regierung der Schwäche ſein, obgleich ein ehemaliges Hauptmitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, Carnot, darin ſitzt und obgleich ein anderes Mitglied, Rewbell, dieſer Tage ſehr vernehmlich ſagte: „Der einzige Vorwurf, welchen ich Robespierre mache, iſt, daß er zu milde geweſen.“ Wir treiben, das iſt meine feſte Ueberzeugung, nicht allzu ſchnell, aber ſicher zur Monarchie zurück. Denn alle

Welt ſehnt ſich nach Ruhe um jeden Preis. Die Illuſionen ſind zerſtoben, die Prinzipien verbraucht oder verfälſcht, die politiſchen Schauſtücke ſind zum Ekel geworden und auf die Metze Popularität ſpeit man. Mit Recht! Faſſe nur, mein Freund, um die bodenloſe Infamie dieſer Metze zu erkennen, dies eine Beiſpiel ins Auge. Am 14. Juli von 1792, beim zweiten Föderationsfeſt, war Pethion der Herrgott der Pariſer, der Abgott Frankreichs. Gerade ein Jahr, nur ein Jahr ſpäter fand man bei Saint-Emilion den von Wölfen angefreſſenen Leichnam des Abgotts, der ſich, vom Konvent geächtet, auf qualvoller Flucht ſelber den Tod gegeben hatte. Das Gedächtniß der Menge für ihre Lieblinge iſt, wo möglich, noch kürzer als ihr Verſtand, und wer ſich den Reſpekt und die Anhänglichkeit des großen Haufens auf die Dauer ſichern will, thut am beſten, wenn er ſtets zu demſelben ſpricht, wie der Herr zu dem Knecht...

Das Regiment des Schreckens iſt vorüber, das der Lüderlichkeit hebt an. Die alte Kokette Paris putzt ſich nach Kräften auf, um die verrauſchte Blutorgie in Wolluſtbakchanalien zu vergeſſen. Alle

Welt lechzt nach Genuß, Jedermann ſtürzt ſich in alle möglichen und irgendwie erſchwinglichen Vergnügungen und Niemand kümmert ſich um den ſicher bevorſtehenden koloſſalen Staatsbankerott. (Im November 1794 waren 6 Milliarden und 400 Millionen Aſſignaten im Umlauf, im Juli 1795 nicht weniger als 12 Milliarden. Gegenwärtig ſteht an der Börſe der Louisd'or auf 3500 Livres; 145 Livre in Papier ſind gleich 1 Livre in Silber. Damit du eine Vorſtellung erhalteſt von der Theurung, welche alle dieſe Jahre her hier geherrſcht hat, will ich dir mittheilen, daß der Haushalt meines Hauswirths, welcher auf höchſt beſcheiden bürgerlichem Fuße geführt wird und nur 3 Perſonen zählt, laut dem Haushaltsjournal im Monat Dezember des verfloſſenen Jahres 5022 Francs gekoſtet hat. Ich fand da Poſten wie dieſe: — 1 Fuhre Holz 1460 Fr., 9 Pfund Talgkerzen 900 Fr., 7 Pfund Oel 700 Fr., 4 Pfd. Zucker 400 Fr., 1 Scheffel Kartoffeln 200 Fr., 4 Pfd. Brod 180 Fr.)

Es liegt ein melancholiſcher Reiz für mich darin, die Stadt zu durchwandern, welche ſeit etlichen Monaten wenigſtens in mehreren Quartieren ſchüchterne

Verſuche macht, wieder ein ariſtokratiſches und royaliſtiſches Ausſehen zu gewinnen, und mich auf ſolchen Wanderungen der Szenen zu erinnern, welche ich auf dieſen Straßen und Plätzen mitangeſehen habe zur Zeit des Ohnehoſenregiments, wo Cambon ſeinen Concitoyens zuſchrie: „Wollt ihr eurer Pflicht genugthun und eure Angelegenheiten fördern? Guillotinirt! Wollt ihr die ungeheuren Koſten eurer Armeen aufbringen? Guillotinirt! Wollt ihr eure unberechenbare Staatsſchuld bezahlen? Guillotinirt! Guillotinirt!“. . . und wo Guillotine-Anakreon Barère die Philoſophie des Schreckens zu dem Satze zuſpitzte: „Das Brett der Guillotine iſt ein Bett, nur etwas ſchlechter gemacht als ein anderes.“

Damals konnte man leicht wahrnehmen, daß das Wort des Schreckens-Syſtematikers Saint-Juſt, welcher in einem mädchenhaft ſchönen Körper eine Eiſenſeele trug, das Wort: „Mit Rückſichten und Schonungen macht man keine Republik!“ konſequente Ausleger gefunden habe. Der Terrorismus hatte der Stadt ſein düſteres Gepräge aufgedrückt und überall laſtete die Eintönigkeit eines forcirten

Spartanerthums. In den Straßen, deren Häuserzeilen nur noch wie unendliche Avistafeln für die bis zum Ekel zahllos wiederholte Inschrift: „Liberté, égalite et fraternité ou la mort!“ aussahen, kein frohes Regen und Bewegen, keine Prozessionen, keine Equipagen, kein Luxus mehr. Nur die öde Affektation des Sansculottismus, die garstige Carmagnole-Uniformität. Dieser Mode zufolge traten die Männer einher in Wämsern von grobem schwarzem Tuch, langen Beinkleidern von gleicher Farbe, blauweißrothen Westen, unter der Nase möglichst ungeheuerliche Schnauzbärte, auf dem Kopfe die glatte schwarze „Jakobitenperücke“ und darüber die rothe Galeerenmütze mit der pflugradgroßen Nationalkokarde, dem unerläßlichen Zeugniß des „Civismus“, welches auch die Frauen in irgend einer Form tragen mußten. Ja, die terroristische Pedanterei ging so weit, daß auch den Acteurs und Actricen auf der Bühne das Tragen der Nationalfarben nicht erlassen wurde. Du kannst dir denken, wie prächtig sich das machte, wenn Corneille's alter Horatius und Voltaire's Brutus, Molière's Tartuffe und Racine's Phädra

mit mächtigen Trikolorkokarden an Helmen, Hüten und Hauben auftraten.

Die Weiber griechelten, d. h. sie gingen in Nachahmung der griechischen Hetärentracht so weit, daß sie zur Stunde glücklich dabei angelangt sind, nur noch ein Hemde, ja, nur noch ein Hemde in des Wortes verwegenst-hemdlicher Bedeutung statt aller übrigen Kleidung zu tragen. Da auf diesem Gebiete der Mode bislang durchaus noch keine Reaktion eingetreten ist, so sehe ich den Tag kommen, wo wahrhaft modische Damen auch noch des letzten Kleidungsstückes sich begeben werden, mit dem Kirchenvater Klemens von Alexandrien philosophirend: „Die Schamhaftigkeit liegt nicht im Hemde.“ Wenn man Augenzeuge gewesen und jetzt noch ist, mit welcher paradiesischen Unbefangenheit Mesdames und Mesdemoiselles les Citoyennes ihr Fleisch in den Logen der Theater und anderwärts zur Schau auslegten und auslegen, kann man sich über den unglaublichen Cynismus des Umgangstons und Zeitungsstyls, welcher in den letzten Jahren hier aufgekommen ist, nicht sehr verwundern. Das Unflätigste

hierin hat bekanntlich der „Père Duchesne“ geleistet, aber an kolossaler Hyperbelhaftigkeit kam auf diesem Gebiete Keiner und Keine dem Danton gleich. Als ein getreuer Warner ihn benachrichtigte, Robespierre hole zum entscheidenden Schlage gegen ihn aus, sagte der Gigant lachend: „Robespierre? Bah! Je le mettrai au bout de mon . . ., et je le ferai tourner comme une toupie“. Du kannst dir leicht vorstellen, wie dem luciferischen Stolze Robespierre's dieser Witz thun mußte.

Die brutal-demokratische Dutzbruderschaft, welche von den Sansculotten den Leuten aufgezwungen, ja sogar im November 1793 von Staatswegen allen Beamten der Republik anbefohlen wurde, war nicht weniger eine terroristische Narrheit als das kindische Wüthen gegen alle Denkmäler und Erinnerungen des Königthums. Die Worte Roi und Royal waren förmlich geächtet, selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden unterdrückt. Leute, welche den Namen Le Roi führten, veränderten denselben, auf seinen „höchst verdächtigen“ Klang aufmerksam gemacht, in La Loi. Eine Citoyenne, welche Reine

hieß, taufte ſich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. Noch patriotiſcher verfuhr eine Mutter im Faubourg Saint-Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchterlein den Namen National-Picke beilegte.

Aber am widerlichſten grimaſſirte und raſ'te La Terreur aber doch in den vom verrückten Chaumette und ſeinem Haupthandlanger Momoro aufgebrachten und eifrigſt geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin-Kults. Hier gipfelte das terroriſtiſche Aergerniß, und wer noch einen Funken von geſundem Menſchenverſtand und Gefühl beſaß, mußte ſich mit Entrüſtung und Ekel von dieſen abgeſchmackten und ſchamloſen Rummereien abwenden. Der gotteslästerliche und gottesleugneriſche Wahnwitz lief geradezu in Blödſinn aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Magenthies in einer an den Konvent gerichteten Petition verlangte, es ſollte Todesſtrafe über Jeden verhängt werden, welcher ſo „abergläubiſch" ſei, in einem Schwur, einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher Art den Ausdruck „Gott" zu gebrauchen. Wie es aber der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an heldiſchen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille

vollendeten „Briefe über die ästhetische Menschen“ vorzulesen.

O, Freund, das ist ein wunderbar sinniges Werk! Der Denker-Dichter [illegible] seine Philosophie, d. h. den erhabenen die Menschheit mittelst Heranbildung Gefühl und Verständniß des Schönen der Noth“ in den „Staat der Freiheit hinüberzuführen. Du wirst sagen, ich bin gewiß, wenn du diese Meinung wirst, mußt du ihrem edeln [illegible] dernd beipflichten. Ich kann das Werkes kaum erwarten. Bei den „Horen“ erscheinen, einer Schiller herausgeben wird und Köpfe Deutschlands mitarbeiten will seine „Römischen Elegien“ er etliche bislang nur im engsten theilte. Freue dich auf diese das Alterthum hat Köstlicheres

Aus der Vorlesung Schillers ist mir eine Stelle, die mich tief

[illegible] sich in Fraternité-Bonne-Nouvelle um. [illegible] patriotischer verfuhr eine Mutter im Faubourg [illegible] Antoine, welche ihrem neugeborenen Töchter- [illegible] Namen National-Picke beilegte.

Aber am widerlichsten grimassirte und ras'te La [illegible] aber doch in den vom verrückten Chaumette [illegible] seinem Haupthandlanger Momoro aufgebrachten [illegible] eifrigst geleiteten Orgien des Vernunft-Göttin- [illegible]. Hier gipfelte das terroristische Aergerniß, und [illegible] noch einen Funken von gesundem Menschenver- [illegible] und Gefühl besaß, mußte sich mit Entrüstung [illegible] Ekel von diesen abgeschmackten und schamlosen [illegible]mmereien abwenden. Der gotteslästerliche und [illegible]leugnerische Wahnwitz lief geradezu in Blöd- [illegible] aus. So z. B. wenn ein Kerl Namens Ma- [illegible] in einer an den Konvent gerichteten Petition [illegible]angte, es sollte Todesstrafe über Jeden verhängt [illegible], welcher so „abergläubisch" sei, in einem [illegible], einem Fluch, einer Redensart irgendwelcher [illegible] den Ausdruck „Gott" zu gebrauchen. Wie es [illegible] der Schreckenstheorie und Blutpraxis nicht an [illegible]schen Bekämpfern fehlte, wie namentlich Camille

Desmoulins durch beiſpiellos muthvolle Befehdung jener Theorie und dieſer Praxis in ſeinem „Vieux Cordelier“ alle ſeine Verfehlungen glorreich geſühnt hat, ſo fehlte es auch dem Vernunft-Göttin-Skandal keineswegs an muthigen Gegnern. Grégoire erhob vom religiös-ſittlichen, Danton vom ſtaatsmänniſchen Standpunkt aus kräftige Einſprache gegen das atheiſtiſche Spektakel; aber am entſchiedenſten ging demſelben Robespierre zu Leibe. Denn wie ſein Meiſter Rouſſeau, war auch er ein ſtandhafter Deiſt und in dieſem Umſtand lag, will mir ſcheinen, der erſte Keim ſeines Zerwürfniſſes mit den Girondiſten, welche bekanntlich dem heiteren Heidenthum von Hellas oder auch dem materialiſtiſchen Kredo ihrer Epoche zugeneigt waren.

Ich erinnere mich eines nach dieſer Richtung hin ſehr charakteriſtiſchen Auftritts. Zur Zeit, wo die Macht der Gironde auf ihrem Gipfelpunkt ſtand, wurde eines Abends bei den Jakobinern eine von Robespierre verfaßte Adreſſe diskutirt, in welcher die Worte: „Providence“ und „Dieu“ vorkamen. Der Girondiſt Guadet erhob ſich gegen ſolche „Su-

perstition“ und machte das Festhalten an derselben dem Verfasser der Adresse heftig zum Vorwurf, sagend: „Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann, welcher seit drei Jahren so muthvoll gearbeitet hat, das Volk von der Sklaverei des Despotismus zu befreien, mithelfen kann, dasselbe in die Sklaverei des Aberglaubens zurückzuführen.“ Die Improvisation, womit Robespierre diesen Angriff zurückwies, war vernichtend. Er hat niemals besser und schöner gesprochen. Noch sehe ich ihn, wie er, die unansehnliche und unschöne Gestalt vom Feuer echtesten Pathos vergrößert und verschönert, zuletzt das erhabene Wort sprach: „Allein mit meiner Seele, wie sollte und wollte ich Kämpfe, die über Menschenkraft gehen, bestanden und überstanden haben, so ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?“

„Seul avec mon âme!“ Gewiß, das war einer jener schrecklichen Aufschreie, wie sie das Menschenherz ausstößt in höchster Qual. Aber was weiter? Männer von Genius, welche zugleich das Unglück haben, Prinzipmenschen und Charaktermänner zu

ſein, ſind ja immer allein mit ihrer Seele, ſind allzeit einſam in dieſer Menſchenwüſte . . .

(Die mitgetheilten Briefe ſind das Bruchſtück einer beabſichtigten größeren Schrift, in welcher ich die kultur- und ſittengeſchichtlichen Merkmale und Gegenſätze des deutſchen und des franzöſiſchen Lebens im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu deutlicher Anſchauung bringen wollte. Ich werde ſchwerlich mehr Trieb und Stimmung zur Fortführung dieſer Arbeit finden und ſo mag das Fragment in die Welt gehen.)

Fichte.

1.

„Fichte heißt dieser Mann, dem selbst seine entschiedensten Widersacher Nichts nachzusagen wissen, was den leisesten Flecken auf seinen Charakter würfe, sondern über den das ganze unterrichtete Deutschland sich längst vereint hat, daß er die Redlichkeit und Reinheit selbst war. Es verlohnt sich wohl, über diesen Mann noch einige Worte zu sagen“ . . . So eine deutsche Zeitung im September von 1822, als jene riesige Giftspinne, im Neste der Heiligen Allianz ausgebrütet und genannt „Mainzer Centraluntersuchungskommission“, das Andenken des großen Todten in die Maschen ihres schmutztriefenden Netzes zu verstricken gewagt hatte.

Ja, wohl lohnte es sich damals, zu einer Zeit stupid-boshafter Brutalität von Oben und knechtisch-

feiger Erſchlaffung von Unten, der Mühe, wieder an einen Gelehrten zu erinnern, der nicht nur ein ſolcher, ſondern auch ein Mann geweſen war, ein Charakter vom edelſten Metall, in jeder Beziehung einer der beſten Männer deutſcher Nation und wahrlich nicht im Sinne der „beſten“ Männer, d. h. Unmänner von 1848. Auch heutzutage, wo die Charakterloſigkeit als anerkanntes Zubehör „praktiſcher“ Lebensweisheit ſich breitmacht und Flitterphraſen den Mangel an Geſinnungstreue und Muth bemänteln müſſen, dürfte es wieder der Mühe ſich lohnen, an einen Mann vom Schlage Fichte's zu erinnern. Liegt doch im Anſchauen ſolcher vom Hauche des Ideals „umwitterter“ Geſtalten etwas die moraliſche Atmoſphäre Reinigendes, etwas Stärkendes und Erhebendes . . .

Jedermann weiß, daß die Geſchlechtsregiſter der großen Menſchen nicht im „Almanac de Gotha“ zu ſuchen ſind. Es iſt Ausnahme, nicht Regel, wenn auf den ſogenannten „Höhen der Geſellſchaft“ ein tüchtiger, geſchweige ein um eines Hauptes Länge über ſeine Zeitgenoſſen wegragender Mann

aufwächst. Eher noch gedeihen dort bedeutende Frauen, welche Thatsache Jean Paul in seiner Art geistvoll bezeugt hat, indem er sagte: „In die Nester der höheren Stände steige ich eben nur der Frauen wegen hinauf, die da, wie bei den Raubvögeln, größer sind als die Männchen.“ Nicht die Gunst, sondern vielmehr die Ungunst der Verhältnisse ist der Hammer, welcher den Mann schmiedet. Die Kinder des Glücks und nun gar vollends die „im Purpur geborenen“ erfahren nur selten oder nie jenen schmerzlichen, aber heilsamen Druck der Noth, welcher die Muskeln der Seele stählt und ihre Federkraft erhöht. Ja, die „große Meisterin“, die Noth, sie ist es, welche den kategorischen Imperativ der Pflicht lehrt und willensstarke Charaktere bildet. Man braucht fürwahr kein Schmeichler der Menge zu sein, um Herders Ausspruch, daß alles wahrhaft Gute und Große nur aus dem Volke komme, als vollkommen gerechtfertigt anzuerkennen. Freilich, der Unterschied zwischen Volk und Proletariat, welchen nur Thoren leugnen können, ist hiebei scharf zu beachten und zu betonen. Aus dem Proletariat ist noch kein Pro-

phet aufgeſtanden, aus dem Volke gingen alle hervor, vom Zimmermann von Nazareth an bis herab auf James Watt und Charles Fourier.

Im Dorfe Rammenau in der Oberlauſitz wurde am 19. Mai 1762 dem Bandweber Chriſtian Fichte ein Sohn geboren, Johann Gottlieb Fichte, der zu einem ſtillen, träumeriſchen, nachdenklichen Knaben heranwuchs, nicht eben beſondere, glänzende Fähigkeiten verrieth und in keiner Weiſe zu den „Wunderkindern" gehörte, aus welchen gewöhnlich nur ſehr ordinäre Menſchen werden. Man ſagt, ein uralter Großoheim habe dem Kinde in der Wiege einen weitklingenden Namen prophezeit. Gewiß jedoch iſt, daß in dem weichen, gern einſam durch Flur und Wald ſchweifenden, die Blicke träumeriſch-ſehnſüchtig in die Ferne wendenden Jungen Niemand den Mann von unbeugſamem Willen, den tapferſten der Philoſophen ahnen konnte. Aber im Feuer der Widerwärtigkeit und auf dem Amboß der Armuth härtet ſich edles Metall, während unedles da allerdings zerrinnt und zerſtiebt.

Es war keine Ausſicht vorhanden, daß der junge

Johann Gottlieb dermaleinſt in der Welt einen andern Platz würde einnehmen können als den an einem der Webſtühle, die unter dem Dache ſeines Vaterhauſes klapperten, und möglich, wahrſcheinlich ſogar iſt es, daß er an dieſem Platze das, was die Menſchen ſo „Glück“ nennen, beſſer gefunden hätte als er es anderwärts fand. „Bene vixit, qui bene latuit.“ Allein ſchattengleich-flüchtig und namenlos über die Erde hinzuſtreichen und in einem ſtillumfriedeten Winkel das eigene kleine Glück zu bauen, iſt Solchen nicht gegönnt, welche „Adler im Haupte tragen.“ Zwar iſt er, wie geſagt, kein Wunderkind geweſen, doch mitunter blitzte plötzlich ein Funkenſchlag des Genius aus der Seele des Weberjungen.

Da war aber ein Ortspfarrer, welchem das nicht entging, und der würdige Mann begann nicht nur den Knaben zu unterrichten, ſondern lenkte auch die Aufmerkſamkeit eines wohlwollenden Edelmanns, des Freiherrn von Miltitz, auf denſelben. Die Güte dieſes Gönners erſchloß unſerem Johann Gottlieb die wiſſenſchaftliche Laufbahn; denn des Freiherrn

Fürſorge machte es möglich, daß ſein junger Schützling die Stadtſchule zu Meißen, dann das Gymnaſium zu Schulpforta und zu Michaelis 1780 die Univerſität Jena beziehen konnte, zunächſt in der Abſicht, Theologie zu ſtudiren. Da jedoch unſer der Gottesgelahrtheit Befliſſener mit der ſchon damals ihm eigenen Energie daran ging, das Glauben mit dem Wiſſen, die Offenbarung mit der Vernunft in Einklang zu bringen oder, wie er ſagte, ſich eine „haltbare Dogmatik“ zu ſchaffen, ſo ging es mit ſeinem Theologismus erſt langſam, dann raſch und raſcher bergab. Eine „haltbare Dogmatik!“ Wo denn wäre die zu finden, wenn nicht im Nebelheim der abſoluten Gedankenloſigkeit?

Auf dieſem Boden ſich anzuſiedeln war Fichte nicht gemacht. In Wahrheit, er hatte die Linksſchwenkung von der Theologie zur Philoſophie bereits vollzogen, während er noch von dem idylliſchen Glück eines dorfpaſtorlichen Daſeins träumte. Träumen war ſonſt zu dieſer Zeit, wo der Jüngling ſein philoſophiſches Talent in die ſtrenge Schule Spinoza's gab, nicht eben mehr ſeine Sache. Aber ſeine

Lage in der Gegenwart war so, daß man begreift, wie er zu seinem Trost ein Zukunftsidyll der erwähnten Art sich ausmalen mochte. Denn zu den inneren Bedrängnissen des Strebenden, der unter hartem Ringen zwischen Glauben und Zweifel den Kern seiner nachmaligen Philosophie, die freie Selbstbestimmung, in seiner Seele reifen fühlte, traten äußere hinzu, da der gütige Freiherr von Miltitz inzwischen gestorben war. Von jetzt an hat der junge Fichte lange Jahre sein Brot, und zwar häufig im herbsten Wortsinne das trockene Brot, dem Leben abkämpfen müssen. Das Ergebniß dieses Kampfes war jene herrliche Mannhaftigkeit, welche wir an Fichte so sehr zu bewundern und leider an so vielen Gelehrten so sehr zu vermissen haben. Es gab von jeher und gibt noch heute in Deutschland eine Menge von armen und bitterarmen Studenten- und Kandidatenexistenzen; aber kaum dürfte eine zweite mit solcher Kraft, mit solchem Stolze sogar getragen worden sein, wie Fichte die seinige trug.

2.

Zu den geplagteſten Sterblichen damaliger Zeit gehörten die Hauslehrer, welche bei dem kläglichen Zuſtande der öffentlichen Schulen viel nöthiger und viel zahlreicher waren als ſpäter. Wen nicht etwa, was freilich häufig genug der Fall, eine angeborene und lakaienhaft entwickelte Gemeinheit darüber hinwegbrachte, der konnte in einem ſolchen Magiſterdaſein den Unterſchied von Ideal und Wirklichkeit in ſeiner bitterſten Schroffheit kennen lernen. Es war dies auch Fichte's Loos; denn vom Jahre 1784 an that er in verſchiedenen ſächſiſchen Familien Hauslehrerdienſte. Er machte aber auf dieſer Laufbahn kein Glück. Seine „Orthodoxie", d. h. Nichtorthodoxie erregte „höheren Ortes" Bedenken und war er nicht der Mann, welcher, wie Thümmels Magiſter Sebaldus, vorkommenden Falles dazu ſich hergegeben hätte, ein abgetragenes Kammermädchen zu heiraten. Im Jahre 1788 finden wir unſern angehenden Philoſophen in einem elenden Dachkäm-

merchen zu Leipzig, ohne Stelle, ohne Aussicht, am Hungertuche nagend. In dieser Noth ward ihm durch den vielverdienten Steuereinnehmer Weiße, den „Kinderfreund", eine Hauslehrerstelle in Zürich angetragen und im August desselben Jahres machte sich Fichte zu Fuß auf den Weg nach der Schweiz.

In dem an der alten Limmatbrücke gelegenen Gasthof „Zum Schwert," damals und noch etliche vierzig Jahre lang nachher der erste Zürichs, hat Fichte die Kinder des Besitzers Ott, einen Knaben und ein Mädchen, unterrichtet und nebenbei, weil dies nöthig, auch die Mutter seiner Zöglinge erzogen. Vorübungen zur Schriftstellerei füllten die kärglich zugemessenen Mußestunden des Hauslehrers, der sich zugleich auch wieder als Kandidat der Theologie sehen und hören ließ, da ihm Lavaters Verwendung den Zutritt zur Kanzel im Münster eröffnete. Auch in der Gemeinde Flaach und an sonstigen Orten des Kantons hat er etliche Male gepredigt und es wurden seinen Kanzelreden die Hauptmerkmale seiner späteren akademischen Vorträge nachgerühmt, Klarheit und Kraft.

Fichte's damaliges Leben war nicht ohne geselliges Behagen. Zürich hat vor den meisten übrigen Schweizerstädten allzeit durch ein lebhafteres Interesse für geistige Regung und Bewegung sich hervorgethan. Im 18. Jahrhundert ist die Stadt sogar, wie Männiglich weiß, eine Weile lang einer der vortretendsten Mittelpunkte deutscher Kulturentwicklung gewesen. Einige bedeutsame, selbst an's Pikante streifende Kapitel unserer Literaturgeschichte spielten in Zürich. Auf der Höhe über dem „Hirschengraben", welche jetzt vom Prachtbau des eidgenössischen Polytechnikums gekrönt wird, stand und steht noch heute das Haus, welches der gute alte Bodmer bewohnte und in welches am 23. Juli 1750 der fünfundzwanzigjährige Klopstock als heißersehnter und hochwillkommener Gast eintrat. Aus den Fenstern des wohlmeinenden, wenn auch mehr als billig wässerigen Literaturpatriarchen genoß der Messiassänger des ersten entzückenden Ausblicks auf die „Traubengestade" des See's und auf den firnschneeschimmernden Hochalpenkranz. Wenige Tage darauf hatte jene Fahrt nach der „Au" statt, welche, von Klopstock in

seiner schönsten Ode („der Zürichsee") verewigt, unbedingt eine der anmuthigsten Episoden der Sittengeschichte des Jahrhunderts ausmacht. Zwei Jahre später war Wieland Bodmers Gast und das lebhafte gesellige Getriebe, in welches er während seines Aufenthalts in Zürich verwickelt wurde, hat zweifelsohne mitgewirkt, den nachmaligen deutschen Arioſt und Lukian von der seraphischen Schwindel- und Schwarmgeisterei, an welcher er damals noch krankte, zu heilen. Später, in der „Sturm- und Drangperiode" zog Lavater, der es bekanntlich liebte, seine christliche Rechtgläubigkeit mit Kraftgenialität wunderlichst zu verquicken, mittelst der außerordentlichen Anziehungskraft seiner Persönlichkeit manchen Stürmer und Dränger zeitweilig nach seiner Vaterstadt. Es kam der echte Titan Göthe, es kamen auch die beiden Pseudotitanen, die Stolberge. Mit den letzteren, welche ihr Bißchen Kraft und Jugendfeuer in allerhand burschikosen Auslassungen vertollten, hatte Sankt Lavatus seine unliebe Noth. Man zeigt noch jetzt die Stelle hinter dem „Sihlhölzli", wo der Gute die Bauern von Wiedikon nur mit

Mühe abhielt, die gräflichen Dioskuren, welche nach genommenem Bade in griechisch-bakchantischer Nacktheit am Flußufer umherpäanten, auf gut „Züribieterisch“ Mores zu lehren.

Zur Zeit, als Fichte in Zürich hauslehrte, war freilich der Most seraphischer sowohl als kraftgenialischer Ueberschwänglichkeit daselbst bereits nicht so fast zu Wein als vielmehr zu Essig geworden. Indessen hatte sich doch immer noch ein Kreis von Männern erhalten, — Lavater, Pfenninger, Tobler, Steinbrüchel, Hottinger — deren Umgang für Fichte anziehend und anregend sein mußte. Geradezu geschickbestimmend für ihn aber ward es, daß er durch Lavater in das Haus des „Wagemeisters“ Rahn eingeführt wurde. Rahn hatte Klopstocks Schwester Johanna geheiratet und von dieser i. J. 1758 eine Tochter erhalten, Johanna Maria, welche Fichte's Gattin werden sollte — eine jener Gelehrten-Frauen, nicht gelehrten Frauen, wie sie zum Glück in den Lebensgeschichten deutscher Geisteshelden nicht selten vorkommen.

Wieland, Voß, Schiller, Jean Paul, Fichte

erfuhren die ganze Segensfülle solcher Hausfräulichkeit, während ein gut Theil der geistigen und sittlichen Verlotterung, um nicht zu sagen Verluderung der Romantiker sicherlich ihrem sehr zweideutigen oder vielmehr unzweideutig-frivolen Verhältniß zu den Frauen auf Rechnung zu setzen ist. Man weiß ja sattsam, wie die Herren Schlegel, Schelling, Werner, Brentano zu den Weibern — welches Wort hier recht absichtlich statt des Wortes Frauen gewählt ist — sich stellten, und gewiß heißt auch die Wurzel von gar vielem Unerquicklichen in Göthe's späterem Leben Christiane Vulpius . . . Fichte's Herzensbund mit Johanna Maria Rahn war übrigens nicht das Resultat heftiger Erregung. „Beide — so erzählt Fichte's Sohn — schon in einem Alter, wo leidenschaftliche Verblendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das, durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde."

Zu Ostern 1790 lös'te Fichte seine Beziehungen zu Herrn Ott. Er war der Hauslehrerei gründlich

überdrüſſig geworden, gerieth aber auf den bei ſeiner ganzen Charakteranlage höchſt ſonderbaren Gedanken, eine Stelle als Prinzenerzieher oder als Vorleſer bei Hofe zu ſuchen. Daß ſein wahrer Beruf der eines akademiſchen Lehrers ſei, ſcheint er damals noch gar nicht geahnt zu haben. Außerdem gehörte es ja zu den Lieblingstendenzen der Epoche, durch perſönliche Einwirkung auf die vornehmen Kreiſe den zeitbewegenden Ideen Bahn zu brechen. Die guten idealgläubigen Menſchenkinder oder Kindermenſchen von damals!

3.

Ueber Stuttgart und Frankfurt in ſein Heimatland Sachſen zurückgegangen, ſchrieb Fichte im Mai 1790 von Leipzig aus an Lavater, daß ſeine vorhin erwähnten Pläne keine Ausſicht auf Verwirklichung hätten und er daher mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich durchzubringen werde verſuchen müſſen. Eine traurige Nothwendigkeit, zumal Fichte eine

eigentlich produktive Natur niemals gewesen ist. Sein Talent war ein sprödes, brüchiges; er arbeitete sehr langsam und ruckweise, es wäre denn, daß, wie mitunter geschah, die mächtig in ihm schaffenden Gedanken in einem plötzlichen Ausbruch sich entluden. Wie arm er damals war, erkennt man, wenn er sich bei seiner Braut entschuldigt, daß er jetzt nicht die Mittel habe, sein ihr versprochenes Portrait machen zu lassen. Er mußte sich sein kärgliches Brot durch Privatunterricht erwerben, welchen er Studenten ertheilte. Einen hat er in die kantische Philosophie „eingepaukt" und „dies war — schrieb er an seine Braut — die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte." Dieses Studium Kants ist für Fichte unberechenbar wichtig geworden. Auch er wurde also, wie alle die Guten und Besten der Zeit, in den gewaltigen Gedankenkreis des großen Sehers gezogen, welcher eine ganz andere Berechtigung hat, der „Magus im Norden" zu heißen, als Germaniens Oberkonfusionsrath Hamann. An der Philosophie des Weisen von Königsberg bildete Fichte's eigene sich empor, die folgerichtigste Gestal-

tung des deutschen Idealismus, die kühnste Manifestation des germanischen Prinzips der freien Persönlichkeit, aber zugleich auch die strengste Zusammenfassung der Forderungen germanischer Sittlichkeit. Fichte's Philosophie war, um das gleich hier zu sagen, eine Ergänzung zu Schillers Poesie. Beide lehrten und forderten die Freiheit des Individuums, aber Beide forderten und förderten auch die Weiterbildung der Deutschen von freien Menschen zu freien Staatsbürgern.

Im Frühling von 1791 war Fichte entschlossen, nach Zürich zurückzugehen, um sich mit seiner Verlobten zu verbinden. Allein wie bisher so ziemlich alle seine Pläne, scheiterte auch dieser und zwar an dem Umstand, daß Johanna's Vater gerade damals sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankierhauses verlor. Erst später konnte ein Theil desselben gerettet oder wiedererlangt werden. So reis'te denn Fichte zu Ende Aprils nicht südwärts, sondern ostwärts, um eine ihm angebotene Erzieherstelle im Hause des Grafen von P. in Warschau anzutreten. Unterwegs hatte er zu Bischofswerda eine Zusammenkunft mit seinem Vater und es charakterisirt ihn

vortrefflich und ſchön, wenn er in ſein Reiſetagebuch ſchrieb: „Der gute, brave, herzliche Vater! Mache mich, Gott, zu einem ſo guten, ehrlichen und rechtſchaffenen Mann und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen.“ Dieſes Reiſetagebuch iſt übrigens ſehr intereſſant, voll Anſchaulichkeit und Leben. Es beweiſ't ſehr hübſch, wie treu und friſch der Mann, welcher der kühnſte aller Abſtraktoren, der ſicherſte aller ſpekulativen Wolkenwandler geweſen iſt, trotzdem des Lebens Wirklichkeiten aufzufaſſen verſtand.

Die Reiſe nach Warſchau jedoch erwies ſich als ein Fehlgang, ſowie Fichte in den Palaſt des Grafen von P. getreten war und dieſem Herrn und Madame ſich vorgeſtellt hatte. Der gegenſeitige Eindruck war ein „unvortheilhafter“. Der ernſte, gediegene, aber dabei deutſchviereckige Fichte und die franzöſiſch lackirte polniſche Frivolität von damals, wie paßten die zuſammen? Gar nicht. Für den polniſchen Adel war zu jener Zeit der nächſte beſte franzöſiſche Windbeutel der beſte, d. h. der wahlverwandteſte und willkommenſte Pädagog. Man weiß ja, welches Glück pariſer Fri-

sierer und Barbierer, Tanzlehrer und Köche damals und noch lange nachher in der polnischen wie in der russischen Hauptstadt als Erziehungskünstler gemacht haben. Das Verhältniß Fichte's zur sarmatischen Welt lös'te sich demnach, noch bevor es wirklich begonnen hatte, und er pilgerte von Warschau gen Königsberg, weil es ihn drängte, Kants persönliche Bekanntschaft zu machen. In Königsberg angelangt, setzte er sich hin, um sich selber einen Empfehlungsbrief an den berühmten Mann zu schreiben: — eine „Kritik aller Offenbarungen", eine Arbeit, mit deren Veröffentlichung Fichte in der philosophischen Welt debütirte. Kant nahm diesen Empfehlungsbrief und dessen Schreiber „mit ausgezeichneter Güte" auf und auch außerdem gewann sich Fichte in Königsberg rasch warme Freunde, deren Empfehlung ihm eine Erzieherstelle im Hause des in der Nähe von Danzig begüterten Grafen von Krokow verschafften. Also abermals Hauslehrer! Aber diesmal wenigstens unter anständigen Bedingungen und in einer Familie, welche seinen Werth zu schätzen verstand.

Unterdeſſen wurde der „Verſuch einer Kritik aller Offenbarungen“ bei Hartung in Königsberg gedruckt und die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Kreiſe, welche damals durch die kantiſche Philoſophie ſo hoch bewegt waren, lenkte ſich auf die zuerſt anonym erſchienene Schrift. Man hielt Kant ſelber für den Verfaſſer, bis der große Denker mittelſt einer Erklärung in der Allgemeinen Literaturzeitung Fichte als Autor nannte und dieſen damit ſo zu ſagen dem gelehrten Publikum vorſtellte. Es begannen hiermit für Fichte die vielen Leiden und wenigen Freuden deutſcher Autorſchaft und literariſcher Berühmtheit. Auch das orthodoxe Halloh der Ketzerriecher begann ſofort, wie das ganz folgerichtig immer geſchieht, ſo oft ein Stück Wahrheit in die Welt tritt.

Im Sommer von 1793 treffen wir unſern jetzt ſchon ehrenhaft genannten Philoſophen abermals in Zürich, wo die Verhältniſſe im Hauſe ſeiner Braut ſich wieder ſo leidlich günſtig geſtaltet hatten, daß Hochzeit gemacht werden konnte. Sie wurde am 22. Oktober in Baden bei Zürich wirklich gefeiert und Lavater gab den Neuvermählten auf ihren

Flitterwochenausflug in die welſche Schweiz den Denkſpruch mit:

„Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergängliche Freuden,
Lieb' im Bunde mit Licht erzeugt unſterbliche Kinder.“

Auf dieſer Fahrt machte Fichte die Bekanntſchaft und gewann die Freundſchaft von Baggeſen und Fernow und er führte, nach Zürich zurückgekehrt, die Beiden den See hinauf nach Richterswyl zu Peſtalozzi. Der Schöpfer des unübertroffenen Volksbuches von Lienhard und Gertrud, der große Reformator der Volkserziehung, neben Ulrich Zwingli der beſte und größte Mann, welchen die Schweiz hervorgebracht hat, war damals, wenig oder gar nicht beachtet, mit Vorübungen auf ſein Lebenswerk beſchäftigt, — nach einer brieflichen Aeußerung Fernow's „ein Mann zwiſchen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Geſicht, ſimpel in ſeiner Kleidung und in ſeinem Aeußeren wie ein Landmann, aber ſo voll Gefühl, wie ich wenig Menſchen kenne, und dabei voll trefflicher praktiſcher Philoſophie.“

4.

Zunächst in glücklicher Muße im Hause seines Schwiegervaters lebend, brachte Fichte, auf der Grundlage der kantischen Philosophie weiterbauend, den Um- und Aufriß seines eigenen philosophischen Systems, wie dasselbe in der „Wissenschaftslehre" (1794) zuerst hervortrat, mehr und mehr in sich zur Klarheit und Reife. Auch trug er, der Bitte Lavaters und mehrerer Freunde entsprechend, denselben einen vollständigen Kursus der Lehre Kants vor. Wie bedeutend Fichte schon damals als philosophischer Lehrer auf seine Zuhörer wirkte, bezeugen verschiedene enthusiastisch-dankbare schriftliche Aeußerungen Sankti Lavati, der freilich, nebenbei gesagt, kaum im Stande war, den eigentlichen Kern von Kants oder Fichte's Spekulation zu erfassen.

Neben diesen Arbeiten betheiligte sich unser Philosoph, dessen ganzes Wesen ja auf die That, auf das Handeln, auf die Bethätigung menschlicher Kraft im Staatsleben gestellt war, unmittelbar an

dem großen Kampfe der Zeit, indem er, unbeirrt durch das wüthende Geheul der reaktionären Meute über die Ausschreitungen der französischen Staatsumwälzung, seine „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" schrieb, sowie seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's, die sie bisher unterdrückten". Fichte gehörte bekanntlich zu den wenigen, sehr wenigen deutschen Gelehrten und Literaten, welche die Nothwendigkeit der Revolution und ihren Entwickelungsgang wirklich und wahrhaft begriffen, während z. B. Göthe über die höfische und Schiller über die gemüthliche Anschauung dieser weltgeschichtlichen Tragödie niemals hinausgekommen sind. Natürlich gelangte Fichte zu dem Ruf eines Demokraten, und wie nachtheilig dieser Ruf später vielfach auf sein äußeres Glück wirken mußte, ist leicht zu ermessen, da ja auch heutzutage noch, von Junkern und Pfaffen gar nicht zu sprechen, allen liberalen Simsenläufern und parlamentarischen Seilgauklern das Wort Demokrat graulich macht, weil dasselbe die Vorschrittsidee aus der Sphäre des bloßen

Kokettirens und Spiegelfechtens auf das Feld der Realpolitik hinüberrückt.

So viel war klar, Fichte hatte nicht die kleinste Ader weder von einem Hofrath noch von Einem, der es werden wollte. Aber zum Ruhme der deutschen Regierungen von damals muß gesagt werden, daß es wenigstens da und dort eine gab, welche bei Berufungen akademischer Lehrer das Vorhandensein der Hofrathsader nicht als conditio sine qua non statuirte. Zu Ausgang des Jahres 1793 erhielt nämlich Fichte einen Ruf nach Jena als Professor „supernumerarius" der Philosophie an die Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold. Daß er den Ruf annahm, erregte in Jena bei Männiglich große Freude, nur nicht beim dortigen Professor „numerarius" der Philosophie. Wie weltbekannt, sind die professores ordinarii philosophiae in der Regel wirklich sehr ordentliche, d. h. ordinäre Philosophen, welche Grund haben, die Konkurrenz der außerordentlichen zu fürchten. Der liebe akademische Brotneid, auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, das arg verschlissene und nothdürftig zusammengeplätzte Män-

telchen orthodoxer Wiſſenſchaftlichkeit umhängend, machte demnach unſerem Fichte ſchon vor deſſen Ankunft den Krieg, in welchem aber nicht er zu kurz kam.

Sein Auftreten in Jena, wo er im Mai 1794 ſeine Vorträge eröffnete, war überhaupt ein ſieghaftes. Seine Perſönlichkeit eroberte ſich überall guten Stand und gewichtige Geltung. Nicht ſo bald wieder hat in einem Manne die geiſtige Potenz auch äußerlich ſo mächtig ſich dargeſtellt. Denn Fichte's leibliche Erſcheinung iſt an und für ſich keineswegs eine anſehnliche geweſen. Von Wuchs mehr unter als über Mittelgröße, war er von unterſetzter, muskulöſer Geſtalt. Aus dem ſcharfmarkirten, charaktervollen, adlernaſigen Geſicht leuchtete unter buſchigen Brauen hervor das intenſive Feuer dunkler Augen. Schritt und Gang prägten die Feſtigkeit und Entſchiedenheit ſeines Weſens aus. Nicht minder verkündigte der ſtolze, gebieteriſche Klang und Ausdruck ſeiner Stimme und Sprechweiſe einen unbeugſamen Willen. Es war etwas Imponirendes, etwas im beſten Sinne Cäſariſches in dem Manne,

deſſen Wirkung auf die akademiſche Jugend ſofort ſich bemerkbar machte.

Die Univerſität Jena hatte, wie bekannt, zu jener Zeit gerade ihre Glanzperiode angetreten und Fichte's Lehrthätigkeit trug zur Erhöhung dieſes Glanzes nicht Wenig bei. Die kleine Stadt an der Saale war damals in Wahrheit bis zum Ende des Jahrhunderts Deutſchlands geiſtige Hauptſtadt, wohin nicht nur aus allen deutſchen, ſondern ſo ziemlich aus allen europäiſchen Ländern die Muſenjünger ſtrömten. Fichte behagte ſich in ſeiner erfolgreichen Wirkſamkeit um ſo mehr, als er in dem freundſchaftlichen Entgegenkommen von Männern wie Wieland, Göthe und Schiller eine kompetente Schätzung und werthvolle Anerkennung ſeines Talents und ſeines Eifers erkennen mußte. Ein ſcharfer Beobachter von des Mannes damaligem Gehaben und Gebaren, Forberg, hat dieſes Bild davon entworfen: — „Der Grundzug von Fichte's Charakter iſt die höchſte Ehrlichkeit. Ein ſolcher Charakter weiß aber gewöhnlich Wenig von Delikateſſe und Feinheit. In ſeinen Schriften kommen auch wenige eigentlich ſchöne

Stellen vor, ſein Trefflichſtes hat immer den Charakter der Größe und Stärke. Auch ſpricht er eben nicht ſchön, aber alle ſeine Worte haben Gewicht. Sein Vortrag rauſcht daher wie ein Gewitter, das ſich ſeines Feuers in einzelnen Schlägen entladet. Fichte's Auge iſt ſtrafend und ſein Gang iſt trotzig. Er iſt wirklich geſonnen, durch ſeine Philoſophie auf die Welt zu wirken. Bei jeder Gelegenheit ſchärft er ein, daß Handeln! Handeln! die Beſtimmung des Menſchen ſei."

Ein Mann und Lehrer dieſes Schlages war ganz dazu angethan, Allem, was er für thöricht und ſchlecht anſah, rückſichtslos zu Leibe zu gehen. So ſtieß ſich denn ſeine bis zum Rigorismus gehende ſittliche Energie an dem damaligen ſtudentiſchen Ordensweſen, in welchem er die Wurzel aller akademiſchen Uebel ſah. Er wollte dieſe Wurzel durchſchneiden und zwar zunächſt mittelſt einer Reihe von Vorträgen über „die Beſtimmung des Gelehrten", die er ſpäter nach einem erweiterten Plane hielt und zwar, weil nur an dieſem Tage dazu Raum und Zeit war, am Sonntag. Das war nun der Pfaffheit gerade

recht, welche dem kühnen Denker, der nicht an das Kredo von Nikäa glaubte und — schrecklich zu sagen! — noch dazu im Geruche des Demokratismus stand, schon lange auf den Dienst gelauert hatte. Flugs ging eine Denunciation nach Weimar, daß Fichte „die bisherige gottesdienstliche Verfassung untergraben wolle“ — und damit begann die Hatz, welche unsern Philosophen richtig aus Jena weghetzte.

Es ist eine trübselige Geschichte. Die Dunkelmänner schlugen gegen Fichte Lärm in Weimar, in Dresden und an allen den übrigen sächsischen Höfen. Auch gelang es ihnen, einen Theil der Studentenschaft gegen ihn zu verhetzen, obgleich die Macht seines Wortes so groß gewesen, daß beim Beginne dieser Wirrsale die Mitglieder der drei zu Jena bestehenden Orden dem verehrten Lehrer feierlich hatten erklären lassen, sie seien ihm zu Liebe bereit, ihre Verbindungen aufzulösen. Nun kam noch zu allem Diesem ein weiterer Umstand hinzu, welchen Fichte's Feinde — „viel' Feind' viel' Ehr'“ — zu benützen sich beeilten. Er veröffentlichte nämlich in seinem

gemeinſchaftlich mit Niethammer herausgegebenen philoſophiſchen Journal ſeinen Aufſatz: „Ueber die Gründe unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ — und hierauf baſirten ſeine Feinde eine Anklage auf Atheismus, ſo geſchickt agirend, daß der dresdener Hof, obſkur im Superlativ, wie er war, dieſe Anklage zu ſeiner Sache machte und in Weimar drohende Schritte that. Fichte ließ gegen alle dieſe unſauberen Zettelungen eine „Appellation an das Publikum“ ausgehen, worin er klar darthat und unumwunden ausſprach, daß nicht ſein wirklicher oder angeblicher Atheismus der Grund der Anklage ſei, ſondern vielmehr ſein „Demokratismus“, der Geiſt der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, zu welchem ſeine Philoſophie erziehe. Natürlich wurde durch das Schwenken dieſer rothen Wahrheitsfahne der Bulle des Obſkurantismus, der Knechtſchaffenheit und Verfolgungsſucht ſo recht zu voller Wuth aufgereizt, wodurch ſich indeſſen die weimarer Regierung nicht von dem Verſuch abbringen ließ, den Handel in einer Weiſe beizulegen, welche, wie ſie glaubte, für Fichte ſo ſchonend als möglich wäre.

Er ſollte ſich nur einen Verweis „wegen Unvorſichtigkeit“ gefallen laſſen. Allein der tapfere Denker, den Kampf für Geiſtes- und Lehrfreiheit mit Entſchiedenheit durchfechtend, war nicht ſo Einer, der einen Verweis hinnimmt, wo er von ſeinem Recht überzeugt iſt. Er drang auf eine ehrenvolle Freiſprechung von der gegen ihn erhobenen Anklage oder auf ſeinen Abſchied. Den letztern erhielt er und zwar in ziemlich barſcher Weiſe.

Man muß, um der weimarer Regierung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, unbedenklich zugeſtehen, daß in dem ganzen Handel Fichte's oben berührter Mangel an „Delikateſſe und Feinheit“ ſehr ſich bemerkbar gemacht hat. Aber trotzdem war er doch ganz unzweifelhaft in ſeinem Recht und darum iſt es ſchmerzlich, ſagen zu müſſen, daß Göthe und Schiller in dieſer Angelegenheit keineswegs ſich benommen haben, wie ſie geſollt hätten. Göthe's höfiſch-vornehmer Quietismus macht freilich das läſſig-bedauernde Achſelzucken erklärlich, womit er dem Ausgang der Sache zuſah. Die Verehrer Schillers aber müſſen lebhaft wünſchen, daß derſelbe den, mildeſtens

gesagt, sehr unschillerischen Brief, worin er sich am 14. Juni 1799 gegen Göthe über Fichte's „Unklugheit" und „inkorrigible Schiefheiten" ausließ, nicht geschrieben haben möchte. Hier geziemte sich fürwahr nicht nörgelnde, fast schadenfrohe Wiederholung feindseligen Klatsches, sondern mannhaft-herzliche Theilnahme.

5.

Mit der Wegweisung aus Jena bedroht und vom Fürsten von Rudolstadt, in dessen „Staaten" er eine Zuflucht suchen wollte, abschlägig beschieden, ging Fichte im Juli von 1799 auf Gerathewohl nach Berlin, wohin er Frau und Kind — es war ihm zu Jena ein Sohn geboren worden — nachkommen ließ, als seinem Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde und seine Existenz daselbst mehr sich befestigt hatte. Es gereicht Friedrich Wilhelm dem Dritten, welcher damals noch nicht, wie später geschah, in Leuten

wie Kamptz, Schmalz und Tzschoppe die Stützen von Thron und Altar erblickte, zu nicht geringer Ehre, daß er, nicht im Sinne der Bischoffswerder-Wöllnerei, sondern im Geiste seines großen Großoheims dem verfolgten, auch in Berlin bereits gehörig angeschwärzten Denker den Aufenthalt in seiner Hauptstadt gestattete und zwar mit den Worten: „Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott selber mit ihm ausmachen. Mir thut das Nichts."

Fichte's Sohn hat in der Biographie seines Vaters mit Grund bemerkt, daß die Uebersiedelung desselben nach Berlin auch „innerlich einen wichtigen Abschnitt" in dessen Leben bezeichnete. Die Richtung seines Philosophirens auf praktische Ziele blieb dieselbe, ja sie erhöhte sich sogar noch, wie wir sehen werden; allein sein System erfuhr eine völlige Erneuerung und Umbildung, dadurch nämlich, daß er in demselben, wie früher die sittliche, jetzt die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen suchte. Daß übrigens die Religiosität Fichte's eine lichte und

helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zuhörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel" und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's", einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewußtsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewißheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach

Charkow in Rußland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten Alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westphälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Ber-

helle war und blieb, ist selbstverständlich. Dieser Kopf war nicht dazu organisirt, sich à la Schelling mystisch benebeln zu lassen oder auch als mystisch benebelt sich anzustellen. Ohne eine amtliche Stellung zu besitzen, hatte Fichte in Berlin für seine privatlichen Vorträge bald eine zahlreiche Zuhörerschaft gewonnen. Die vorragendsten Männer der damaligen berliner Gesellschaft besuchten sein Auditorium, welches für eine Weile auch das Kuriosum darbot, daß daselbst die Todfeinde August Wilhelm Schlegel und August Kotzebue friedsam neben einander saßen, während sie draußen die tiefsten Skandalkloaken der literarischen Polemik aufwühlten, um Stinktöpfe, überschrieben „Der hyperboreische Esel" und „Ehren- und Triumphpforte Kotzebue's", einander an die Köpfe zu werfen. Fichte erkannte, daß sich ihm auf dem Boden der Hauptstadt Preußens eine bedeutende Wirksamkeit eröffnete; er fühlte, daß er hier eine Mission zu vollziehen habe. In diesem Bewußtsein trug er tapfer, wie er ja all sein Schicksal getragen hat, die Ungewißheit und Unsicherheit seiner Existenz und schlug erst einen an ihn ergangenen Ruf nach

Charkow in Rußland und dann einen zweiten nach Landshut aus.

Zum Dank erhielt er auf Beyme's, Altensteins und Hardenbergs Betreiben die Bestallung als Professor der Philosophie an der (damals noch preußischen) Universität Erlangen und zwar mit der besonderen Begünstigung, nur im Sommersemester dort lesen zu müssen, den Winter dagegen in Berlin verbringen zu dürfen. Im Mai von 1805 trat er sein neues Lehramt an. Allein im Spätherbst des folgenden Jahres erfolgte die Schlacht bei Jena und mit ihr der Zusammensturz des Staates Friedrichs des Großen, an und in welchem von oben bis unten Alles morsch und faul geworden war.

Nicht gewillt, es zu machen, wie es z. B. Johannes von Müller machte, d. h. dem übermüthigen Sieger so oder so sich zu unterwerfen und dann etwa nach Art des Genannten ein königlich westphälischer Figurant am Lenkseil bonaparte'scher Polizei zu werden, verließ Fichte vor dem Einrücken der Franzosen Berlin und begab sich nach Königsberg, von wo er am 4. Mai 1807 an seine in Ber-

lin zurückgebliebene Frau, die ihm gemeldet, daß Müller sich zum Napoleon bekehrt habe, gegen welchen er kurz zuvor so heftig deklamirt hatte, und von dem Empereur zu Gnaden angenommen worden sei, die Worte schrieb: „Müller beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zu Theil geworden, wie ihm; auch, daß ich frei geathmet, gedacht, geredet habe und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen“ ... Er schiffte sich dann, da bei der trostlosen Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit kein Raum zu gewünschter Wirksamkeit für ihn sich finden wollte, zu Memel nach Kopenhagen ein, wo seiner jedoch nur Enttäuschungen warteten. Um sich darüber, wie über den Kummer der Zeit, hinwegzuheben, studirte er in jenen trüben Tagen eifrigst das Erziehungssystem Pestalozzi's, ein Studium, aus welchem der große Gedanke der Begründung einer nationalen Erziehung des deutschen Volkes erwuchs, dem Fichte bald so beredten Ausdruck geben sollte.

Denn gegen das Ende des August von 1807 kehrte er nach Berlin zurück, wo damals das ruhm-

voll-schwere Werk der Wiederschaffung des preußischen Staats an die Hand genommen wurde, ein Werk, welches zu kennzeichnen man nur Namen wie Stein und Scharnhorst zu nennen braucht. Sogar dem stumpfsten Verstande hatte das Unglück die Einsicht aufgedrungen, daß mittelst der Junkerei, mittelst jener Junkerei, welche vor dem französischen Gesandtschaftshotel in Berlin säbelwetzend bramarbasirt, bei Auerstädt-Jena kommandirt, in Magdeburg, zu Prenzlau u. s. w. kapitulirt hatte, Preußen aus seiner tiefen Erniedrigung nicht wieder aufzurichten sei. Man mußte sich schon bequemen, es ging schlechterdings nicht anders, man mußte „den Geist anrufen in der Noth". Der Geist ist aber ein gutmüthiger Geselle: er hilft auch Solchen aus der Patsche, von welchen er sehr wohl weiß, daß sie ihn eben nur in der Noth anrufen, um ihn nachmals mit eherner Stirne wieder zu verleugnen.

6.

Noch im Laufe des unſeligen Jahres 1807 faßten erleuchtete Patrioten den Plan der Gründung einer Hochſchule zu Berlin ins Auge und Fichte arbeitete einen Entwurf aus, welcher den alten Univerſitätszopf, den mittelalterlichen Formalismus, alle den Kram und Plunder akademiſchen Chineſenthums bei Seite warf. Allein dieſer Plan iſt ſelber bei Seite geworfen worden, weil ja, wie bekannt, mit Steins von allen Verehrern und Ausnützern der alten Mißbräuche mit Jubel begrüßter Entfernung vom Staatsruder die preußiſche Staatsreform überhaupt ihren energiſchen Trieb und Schwung gänzlich eingebüßt hat. Die berliner Univerſität wurde dann ganz in der hergebrachten Weiſe geſtaltet und eingerichtet; da jedoch Lehrer wie Fichte an ſie berufen wurden, ſo hat ſie wenigſtens in der erſten Zeit ihres Beſtehens im reformiſtiſch-patriotiſchen Sinne gewirkt.

Bevor ihm aber die Lehrthätigkeit an der neuen Hochſchule eröffnet war, hatte Fichte, ſeinem inner-

sten Herzensdrange folgend, eine Arbeit gethan, welche ohne Frage die weitaus beste seines Lebens gewesen ist. Denn im Winter von 1807—1808 hielt er im berliner Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation."

Die preußische Hauptstadt war damals von den Franzosen besetzt. Alles lag chaotisch durcheinander. Schwer wie Blei wuchteten die Bestimmungen des Friedens von Tilsit auf dem niedergetretenen und ausgesogenen Lande. Da unternahm es der tapfere Denker, die verdüsterten Gemüther wieder hoffen zu lehren, die wie zerschmetterten Geister wieder aufzurichten und einem durch die Schuld seiner Regenten und mehr noch der „Privilegirten" hinter der Zeit zurückgebliebenen und darum schmachvoll besiegten Volke*) die Zukunftsbahn zu weisen. Die alte Zeit

*) Die Königin Luise von Preußen im Frühjahr 1808 an ihren Vater: — „Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt.

iſt todt; laßt uns eilen, ſie zu beſtatten. Die neue iſt geboren, ſie lebt; aber ſie muß erzogen werden. Wodurch wird ſie es? Durch eine völlige Umſchaffung unſerer Geſinnung, durch eine gänzliche Erneuerung der Volksſtimmung durch alle Stände hindurch. Und wie dieſe Umſchaffung, dieſe Erneuerung zuwegebringen? Mittelſt einer umfaſſenden

---

Wir ſind eingeſchlafen auf den Lorbern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr ſeines Jahrhunderts, eine neue Zeit ſchuf. Wir ſind mit derſelben nicht fortgeſchritten und deßhalb überflügelte ſie uns" . . . . . Es iſt bekannt oder könnte und ſollte es wenigſtens ſein, daß Friedrichs des Großen nach dem ſiebenjährigen Kriege unternommenen Reformverſuche an der bornirten Selbſtſucht des Junkerthums, deſſen Anmaßlichkeit der König freilich ſelber mitgroßgezogen hatte, kläglich geſcheitert ſind. Insbeſondere die auf Hebung der Landwirthſchaft und der Bauerſchaft gerichteten Verſuche. Damit war aber, bei Lichte betrachtet, aller und jeder Vorſchritt lahmgelegt. Wie konnte ſich denn ein Staat geſund entwickeln, in welchem aller gekrönten Aufklärerei zum Trotz die bäuerliche Leibeigenſchaft fortbeſtand? Bis zu ſeinem ſchmachvollen Bankerott von 1806 iſt Preußen in der Barbarei des Feudalismus verharrt und es bedarf, die Schönfärber und Glattſchwätzer mögen färben und ſchwatzen, wie ſie wollen, einer Wiederholung der Kataſtrophe von 1806, um Preußen vollſtändig zu entjunkern.

Nationalerziehung, welche mit der spannkräftigsten sittlichen Energie durchzuführen ist.

Dies die Grundgedanken, welche Fichte in seinen berühmten Reden aufstellte und überzeugend ausführte. An die ganze Nation gerichtet, haben sie wenigstens auf den besseren Theil derselben gewirkt. Unbeirrt und ungeschreckt durch das Schlagen französischer Trommeln, welche draußen durch die Straßen von Berlin gingen, zeigte drinnen der begeisterte Redner dem preußischen, dem deutschen Volke den Weg, den es zu wandeln habe, um die übermüthigen Eroberer wieder aus Deutschland hinauszuwerfen. Aber nicht dies war das Muthvollste, daß Fichte Angesichts der fremden Sieger so sprach, wie er gesprochen hat; sondern einen unendlich viel höheren Grad von Muth erforderte es, in jener Schmerz- und Schmachzeit noch an die Möglichkeit des Fortbestandes deutscher Nation zu glauben. Dieser Glaube ist durch Fichte's Reden so recht ein nationales Evangelium geworden.

Des Mannes ganzes Lehren und Wirken von 1807 bis 1813 war überhaupt dem großen Ziele

zugewandt, der Befreiung und Wiedergeburt des Vaterlandes. Und das eben ist und bleibt Fichte's bester Ruhm, eine Philosophie der That verkündigt, mit in der Vorderreihe der Männer gestanden zu haben, welche die Erhebung Preußens gegen Napoleon anbahnten und vorbereiteten. Glücklich ist er zu preisen, daß es ihm beschieden war, die Zeit nicht mehr zu erleben, wo den vollberechtigten Erwartungen des edelsten Enthusiasmus die schmerzlichsten Enttäuschungen bereitet wurden.

Als Jahr und Tag der Erhebung gekommen, entließ Fichte mit begeisternden Worten seine Zuhörer in den Kampf. Er selbst ist, so darf man wohl sagen, ein Opfer desselben geworden, wenn er auch nicht auf der Walstatt gefallen. Wie damals so viele deutsche Frauen, hat sich nämlich auch die Gattin unseres Philosophen um das Vaterland wohlverdient gemacht mittelst heldischer Mühwaltung in den Lazarethen. Nach fünfmonatlicher eifriger Erfüllung dieser Pflicht wurde sie vom Nervenfieber ergriffen, wie es die Lazarethatmosphäre auszubrüten pflegt. Nach heftigem Ringen mit dem Tode trat

eine wohlthätige Kriſis ein. Der Arzt benachrichtigte Fichte davon und dieſer, von Freude überwältigt, neigte ſich über die Kranke, um die Gerettete, ihm neu Geſchenkte zu begrüßen. Wahrſcheinlich hat ſie ihm ſchuldlos in dieſem Augenblicke den Keim der Krankheit mitgetheilt. Schon am Tage darauf war er leidend und raſch wuchs das Uebel ſo, daß keine Ausſicht auf Rettung blieb.

Auf das Sterbelager des Trefflichen warf die Botſchaft vom Rheinübergange Blüchers noch einen letzten hellen Freudenſchein. Da hat des Kranken Seele noch einmal in patriotiſcher Begeiſterung ſich ergoſſen. Später ſprach er wenig mehr und unter dem Wenigen das Wort: „Ich bedarf keiner Arznei mehr; ich fühle, daß ich geneſen bin.“ Ob er damit die Geneſung vom Leben meinte? In der Nacht des 27. Januars 1814 iſt er dann geſtorben, noch nicht ganz zweiundfünfzigjährig, in der Vollkraft des Geiſtes und auch des Körpers: ſein Mund hatte noch keinen Zahn verloren und die Schwärze ſeines Haares ſpielte noch nicht ins Graue. So hat er denn, wie Göthe ſchön von Schiller ſagte, als

ganzer Mann gelebt und als ganzer Mann iſt er von uns gegangen.

Auf dem Kirchhofe vor dem oranienburger Thor wurde der große Todte zur Ruhe gebracht und auf den Grabſtein meißelten ſie ihm das Prophetenwort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Es haben fürwahr ihrer nicht gar Viele gelebt, deren Grab dieſe Inſchrift ſo ſehr verdiente, wie das Grab von Johann Gottlieb Fichte.

Oktoberfeuer.

(1863.)

Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein Solcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der sagte wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Wort wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es sagen werde,
Nein! himmelskräftig, donnergleich.

Uhland.

1.

Napoleon, der letzte eigenwüchsig und groß angelegte Despot — alle nach ihm aufgetretenen Tyrannenspieler waren nur klägliche Affen des unerreichten Vorbilds — hatte seinen cäsarischen Thron mit beispielloser Genialität und Kühnheit bis hoch in die Wolken hinaufgebaut. Von der schwindelnden Höhe desselben herab sagte er nach der Geburt des Königs von Rom zum Cambacérès: „Ein Sohn ist Uns geboren! Meine Dynastie hat unaus-

rottbare Wurzeln geſchlagen. Mich zu fällen iſt unmöglich.“ In dieſen Worten, fürwahr, raſete ſchon die Ueberhebung der Kaiſertollheit, in welche die Nichtswürdigkeit ſeiner Anbeter und Sklaven den märchenhaft glücklichen Abenteurer von Artillerielieutenant, den meineidigen Verſchwörer vom achtzehnten Brumaire, den wunderſamen Miſchmaſch von Heros und Hiſtrio allmälig hineingeſchmeichelt hatte.

Mit koloſſaler Wucht laſtete die eiſerne Adlerkralle des Eroberers auf dem Feſtland von Europa. Als er jedoch im Wahnwitz ſeines Weltherrſchaftstraumes die erobernde Kralle über den Niemen, über die Wolga, über den Ural hinweg und nach Aſien hinein, nach Indien hinüber ſtrecken zu wollen ſich vermaß, als er, um dem Moloch ſeiner dämoniſchen Herrſchergier eine unerhörte Menſchenhekatombe darzubringen, ſechsmalhunderttauſend Söhne aller kontinentalen Völker auf die ruſſiſchen Steppen und in's Verderben ſchleppte, da trat ihn Rächerin Nemeſis an. Drei Werkzeuge aber erwählte ſie ſich zunächſt: — den Stein, welcher zu Petersburg in der Seele

des Czaren die Glut des Napoleonhasses schürte; den Rostoptschin, welcher in das heilige Moskau die Brandfackel schleuderte — eine Großthat, für deren Größe im Kontobuch unserer Ritter vom Soll und Haben kein Raum — und endlich den York, welcher mittelst des in der poscheruner Mühle mit den Russen abgeschlossenen Vertrags von Tauroggen der jammerselig schwankenden Politik Preußens wieder einen Halt und zur Befreiung Deutschlands von der schmachvollen napoleonischen Zwingherrschaft das Signal gab.

Sie wurde vollbracht. Aber „wenn heut' ein Geist herniederstiege", der Geist von Einem jener heldischen Tausende, welche dafür ihr Herzblut verströmt haben, und die Frage erhöbe: „Was ist aus dieser Befreiung geworden?" was würdet ihr, Kongreßler von Wien und von Karlsbad und von Olmütz und von Warschau u. s. w., zur Antwort geben? Ach, es ist unschwer zu errathen. Ihr würdet sagen: „Wenn du wirklich ein Geist, d. h. ein wissender Mann, so wirst du dich nicht über die Thatsache erhitzen, daß alle die großen Sachen lächerlich-klein

endigten und allzeit alſo endigen müſſen. Die Welt will bekanntlich betrogen ſein; wir haben ihr nur den Willen gethan" . . .

2.

In erhabener Monotonie und doch zugleich mit bunteſtem Szenenwechſel vollzieht ſich das welthiſtoriſche Geſetz von Ebbe und Flut. Zeiten gibt es, Ebbezeiten, wo das Feld des Denkens wüſt liegt und Alles des Nutzens hartem oder des Genuſſes ſchwelgeriſchem Dienſte verkauft iſt, wo alle edleren Inſtinkte aus der Geſellſchaft verſchwunden ſcheinen, wo die Begeiſterung ein Spott und die Scham ein Gelächter, wo die Beſtie gemeiner Selbſtſucht frech aus dem Menſchen hervorgrinſ't, die Völker dem Deſpotismus entgegenkriechen, um ihm die Füße zu küſſen und ſeinen Speichel zu lecken, die Pfaffen dem glücklichen Verbrechen ihr Tedeum ſingen, ein charakterloſer Literatentroß gelungene Schurkereien zu

„rettenden Thaten“ umschönfärbt, die Männer ihre Talente, die Frauen ihre Reize dem Meistbietenden zuschlagen und über alle die tausend privatlichen Niederträchtigkeiten die öffentliche Feigheit als verbindender Kleister giftig sich hinschleimt.

Und wieder gibt es Zeiten, Flutzeiten, wo aus den dunkeln Wetterwolken schwerster Noth die heiligen Gedankenblitze Freiheit und Vaterland herniederfahren und zündend in die Herzen schlagen, daß sie auflodern in reinen Flammen, welche alles Kleine, Gemeine, Schlechte verzehren und die Menschen emportragen in die Aetherhöhen der Ideale. In solchen Völkerfrühlingstagen werden gute Gelübde begeistert gethan und schön erfüllt, werden schmerzlichste Opfer lächelnd gebracht, werden Fesseln gesprengt und Frevel gesühnt, werden Thermopylenkämpfertode gestorben und Marathonsiege gewonnen, auf daß die Nationen in glorreichem Auf- und Vorschritt die Bahnen wandeln, welche ihre Seher und Propheten ihnen gewiesen.

So ein Frühling ist im Jahre 1813 über Deutschland aufgegangen. Aber „wenn heut' ein Geist

herniederſtiege", zu fragen: Welches waren die Früchte der Blüthenträume, wofür wir Gut und Blut dahingegeben? ſo gäbe es nur zu antworten: Man ſchlug die Blüthen von den Bäumen, bevor ſie zu Früchten werden konnten, und das Reſultat des „Befreiungskriegs" war eine aus Dummheit und Schlechtigkeit monſtrös gemiſchte Politik, welche, was 1813 eine Tugend geweſen, 1819 zum Verbrechen ſtempelte, die deutſchen Jünglinge wie Böſewichte hetzte, weil ſie ihre arme Mutter Germania liebten, eine Politik, welche jede leiſe Mahnung an die Rechte des Volkes und die Bedürfniſſe der Nation wie Raub und Mord verfolgte und, von Verblendung in Verblendung fallend und Schuld auf Schuld häufend, die deutſchen Fürſten zu ruſſiſchen Polizeivögten und Deutſchland zum Spott und Hohn der Welt machte.

Und doch, wie erquickt es Auge und Seele, durch alle das Dunkel bitterer Enttäuſchungen in die Frühlingshelle von 1813 zurückzublicken! Wie erquickt dieſer Rückblick Auge und Seele ſelbſt dann, wann er keineswegs durch das Kaleidoſkop einer unſeren

Gefühlen leicht ſich einſchmeichelnden Schönfärberei geſchieht, ſondern mit Beiſeitelaſſung aller ſo oder ſo zugeſchliffener Gläſer vom feſten Standort geſchichtlicher Wahrhaftigkeit aus . . .

Das Vaterlandsgefühl und die Freiheitsſehnſucht ſie waren mächtig in den Menſchen, ſie ſchwellten die Seelen der Männer und Frauen jener Tage. Was unſere großen Denker und Dichter geſäet, ſtand in grünüppiger Halmenſchwere. Ein von Leſſing, Kant, Schiller und Fichte erzogenes Geſchlecht war kräftig herangewachſen. Denn nicht, fürwahr, in der Schule einer die Geſchichte fälſchenden, von einem erlogenen Mittelalter junkernd und pfäffelnd faſelnden Romantik, ſondern vielmehr in der Region, wo der von jenen vier Erwählten ausgegoſſene Gedankenſtrom rauſchte, iſt der Geiſt von 1813 großgezogen worden, — in der Region, wo der Genius des Tellſchöpfers waltete, die Herzen aller Empfänglichen mit ſittlicher Leidenſchaft füllend, mit edelſter Begeiſterung anglühend. Aus dieſer Region auch hat jene deutſche Befreiungskriegslyrik ſich aufgeſchwungen, deren ſtarkbruſtſtimmige Herolde

Arndt, Uhland und Rückert waren und deren heldischer Bannerträger Theodor Körner gewesen ist, während in den gleichzeitigen Liedern eines Schenkendorf, eines Stägemann und eines Fouqué nur die mittelalterſüchtige Hefe der Zeitstimmung süßwiderlich gohr oder die deutsche Unterthänigkeit bedientenhaft wedelte.

Und zuvörderst schien die vaterländisch-mannhafte Poesie noch überflügelt werden zu wollen von der Wirklichkeit. Denn wahre Wunder wirkte der Geist der Zeit. Preußen, das unter dem Griff der napoleonischen Adlerkralle auf die Hälfte seines vormaligen Gebiets eingeschrumpfte, ausgesogene, ausgepreßte, zerstampfte Preußen hat im Frühjahr, Sommer und Herbst von 1813 Opfer gebracht, die geradezu beispiellos sind. Voran Ostpreußen. Jener ruhmvolle königsberger Landtag, dessen Beschlüsse die versteinerte altpreußische Feudalität und den verknöcherten altfritzigen Absolutismus entschieden durchbrachen, gab dem übrigen Lande das schönste Beispiel, indem er, wie jedes seiner Mitglieder willig und bereit war, den letzten Sohn und den letzten

Thaler der Sache des Vaterlandes darzubringen, so auch nicht zauderte, für diese Sache den letzten Nerv der Provinz anzustrengen. Die Größe des nationalen Elements in dieser Erhebung ward aber noch überwogen durch das freiheitliche, durch den Charakter bürgerlicher Selbstthätigkeit, welcher so überraschend und so gediegen die ganze Bewegung kennzeichnete. Es ist ganz unzweifelhaft das schönste Blatt in der Geschichte des deutschen Volkes. Nach jahrhundertelanger Feudalbarbarei und Fürstendespotie trat hier mit einmal ein deutscher Volksstamm in seiner Gesammtheit, traten Bauern, Bürger und Edelleute mitsammen handelnd auf die weltgeschichtliche Bühne, mit wunderbarer Energie, Opferwilligkeit und Gesetzachtung das nothgebotene Selfgovernment übend. Die Gerechtigkeit gebietet, zu sagen, daß, was im Frühjahr von 1813 in Preußen, vorab in Ostpreußen geschah, zugleich auch das schönste Blatt in der Geschichte des deutschen Adels ausmacht. Dort in Königsberg, wo der große scharnhorst'sche Gedanke der Schaffung eines deutschen Volksheers zuerst zur Verwirklichung gekommen, hat

der Obmann des Landtags, der Graf Alexander von Dohna, damals das beſte Wort geſprochen, welches jemals eines deutſchen Edelmanns Zunge ſprach, ein Wort, das ſo ſchön den Kern von Scharnhorſts Landwehridee bloßlegte: — „Wir wollen Alle Krieger ſein, aber Bürger bleiben!“

Und nun, „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege“ und fragte: Sind die Söhne ſolcher Väter Bürger geblieben? müßte ein Spottvogel die Antwort pfeifen: Das nicht, aber dafür ſind ſie „kleine Herren“ geworden.

3.

Derweil die am Friſchen Haff entzündete Flamme Oſtpreußen durchloderte, nach Weſtpreußen, Pommern und Brandenburg hereinſchlug und ihren Feuerſaum bis zur Elbe heranrollte, derweil auch die frohe Völkerfrühlingsbotſchaft längs den Geſtaden der Nord- und Oſtſee in den Bauerſchaften Etwas

vom alten Stedinger- und Dithmarſenſinn, in den Städtern Etwas vom alten Hanſageiſt wachrief, blieſen und trieben zu Breslau, wohin den ewigen Zauberer, Zögerer und Zager Friedrich Wilhelm zu bringen den preußiſchen Patrioten gelungen war, die Männer des Widernapoleonismus, der That, des Losſchlagens, des Wagniſſes auf Leben und Tod, die Deutſchgeſinnten und Franzoſenhaſſer, die Alles-anallesſetzer Scharnhorſt, Blücher, Gneiſenau, Boyen und Grolman zur Sammlung, zum Entſchluß, zum Handeln, endlich doch den König, welchem der Alp Auerſtädt-Jena-Tilſit noch immer die kleine Seele belaſtete, mit ſich fortreißend.

Wie elektriſch ſchon der erſte königliche Aufruf vom 3. Februar wirkte, wie herrlich offenbar ward, was man einem geſunden Volke zutrauen darf und ſoll, wie die preußiſche Jugend bis weit ins Mannesalter hinein unter dem Jubelruf: „Krieg, Krieg für Freiheit und Vaterland!“ — denn alſo lautete die urſprüngliche und echte Loſung — ſich in Wehr und Waffen erhob, wie endlich einmal auf deutſchem Boden die mittelalterliche Barbarei der Kaſtenunter-

ſchiede vor dem modern-humanen Gedanken ſtaatsbürgerlicher Gleichverpflichtung und Gleichberechtigung verſchwand — das Alles iſt allbekannt. Aber immer wieder ſoll und muß doch daran erinnert werden, daß es nur darum dem armen, kleinen Preußen im Frühjahr und Sommer von 1813 möglich geworden, nicht weniger als 271,000 Streiter unter die Fahnen zu bringen, weil die Weihekraft der großen Zeit alle Stände und Berufsklaſſen, alle Alter und Geſchlechter mit Macht durchdrungen hatte.

Ah, was iſt damals in der alten Oberſtadt für ein Leben und Weben geweſen! Hier, wo das Herz Deutſchlands ſchlug und die Schalen der Weltgeſchickewage auf- und abſtiegen; hier, wo in der rauchigen Bierſtube „Zum Szepter“ die edelſte Blüthe deutſcher Jugend ſich drängte, um in die Freiſchar der Lützower einzutreten, in jene „Schwarze Schar“, in deren Sinn der Krieg, zu welchem ſie ſich rüſtete, kein Krieg war, „von dem die Kronen wiſſen“, kein Fürſten- und Diplomatenkrieg, ſondern ein Volkskrieg, aus dem Mutter Germania in verjüngter

Herrlichkeit hervorgehen ſollte. Und wie bog ſich in jenen Tagen der „Altar des Vaterlandes“ unter der Laſt der auf ihn gehäuften Opfergaben! Das Theuerſte, Letzte, Einzige, mit rührender Beeiferung ward es dargebracht und kecklich darf man ausſprechen, daß wie mit ſeinem Blute ſo auch mit ſeinem Gute niemals ein Volk freigebiger geweſen ſei als das preußiſche im Jahre 1813, wenn man beachtet, daß das arme und ausgeſogene Land neben dem von Gemeinde- und Staatswegen geforderten Opfer noch freiwillige im Betrage von Millionen aufgebracht hat. Es iſt daher nur gerecht, zu ſagen und zu beklagen, daß, was Preußen durch den Befreiungskrieg errang, zu ſeinen Anſtrengungen und Leiſtungen in gar keinem Verhältniß ſtand. Immerhin jedoch gewann es mehr als das übrige Deutſchland.

Denn, wie Jedermann weiß, iſt die urſprüngliche Idee dieſes Krieges, d. h. die Wiedergeburt und die zeitgemäße, auf der Baſis bürgerlicher Freiheit zu bewerkſtelligende Neugeſtaltung des deutſchen Reiches, wie ſie durch das berühmte „Manifeſt von Kaliſch“ vom 25. März dem deutſchen Volke feier-

lich verkündigt und verheißen worden, gar nicht zur Erfüllung gekommen und zwar, wie nicht Jedermann weiß, aus verschiedenen unheilvollen Ursachen. Eine hieß Friedrich Wilhelm, weil dieser Monarch, von sehr ordinärem Verstande und ohne allen Seelenschwung, sich keineswegs zum nationaldeutschen Bannerherrn berufen fühlte oder eignete, sondern nur als ein Preußenkönig im herkömmlichen Militärstaatssinne sich wußte und hatte. Eine andere der gemeinten Ursachen war, auch von der Person des preußischen Staatsoberhaupts abgesehen, die Schwäche der preußischen Politik, welcher Haltung, Richtung und Thatkraft zu geben der frivole Lebemann Hardenberg und der quietistische Stubengelehrte Humboldt nicht das Zeug hatten. Eine dritte die Falschheit des Czaren Alexander, welcher zwar zu seinen widernapoleonischen Zwecken die Kräfte Deutschlands möglichst ausnützen wollte, aber selbstverständlich der Schaffung eines großen und mächtigen Deutschlands durchaus entgegen war. Eine vierte die junkerlich-partikularistischen Zettelungen, als deren Hauptmacher der hannover'sche

Graf von Münſter munkelte und mantſchte, nach Kräften unterſtützt durch die von Metternich und Talleyrand gegängelte, ſtupide und deutſchfeindliche Politik der engliſchen Tories. Eine fünfte endlich die verhältnißmäßig geringe Tragweite des deutſchen Erhebungsgedankens.

Denn wo nicht feſtſchwindelige Trinkrednerei getrieben, ſondern geſchichtlich wahr geſprochen werden ſoll, da muß geſagt werden, daß es nur ein Märchen, welches zu fabuliren weiß von einer Befreiungskriegsflamme, die hingeſchlagen hätte über alles deutſche Land. In Wien, in Oeſtreich überhaupt hatte, wie das eine durchaus natürliche Folge des von der Firma Franz und Metternich konſequent eingehaltenen Regierungsſyſtems war, der Widernapoleonismus nicht entfernt einen freiheitlichen oder deutſchnationalen Charakter, ſondern vielmehr einen ausgeprägt reaktionären, ariſtokratiſch-abſolutiſtiſch-pfäffiſchen und widerdeutſchen. Aber Oeſtreich ganz bei Seite gelaſſen, iſt auch einzugeſtehen, daß die Bewegung nur das öſtliche und nördliche Deutſchland ganz und voll ergriffen hatte, während ſie im

südwestlichen nur sehr sporadisch vorkam, nur einzelne und vereinzelte Bekenner und Förderer besaß. Die rheinbündlerischen Fürsten waren fanatische Napoleonisten, weil ihr Protektor ihnen allergnädigst gestattete, ihre angestammten Unterthanen so zu despotisiren, wie er *sie*, seine fürstlichen Präfekten, despotisirte, und sie blieben Napoleonisten so lange, bis ihnen unter östreichischer Vermittlung ihre volle „Souverainetät" gewährleistet und damit den nationalen Hoffnungen die Art an die Wurzel gelegt war. Die Bevölkerungen der Rheinbundpräfekturen waren so vortrefflich napoleonisirt, d. h. so zusammenregiert, so zu einem willenlosen Brei zusammengestampft, daß unter ihnen der Gedanke einer deutschen Schilderhebung schlechterdings undenkbar.

In Baiern z. B. haben, wie bekannt, Montgelas und Konsorten auch *nach* dem Abschlusse des Vertrags von Ried noch alles ihnen Mögliche zu Ungunsten der deutschen Sache geränkelt und gestänkert. Im Schwabenlande aber war der tapferste Streich, welcher i. J. 1813 für die deutsche Sache gethan wurde, dieser, daß ein — wohlverstanden

nach dem Beitritte Friedrichs des Dicken zur wider-napoleoniſchen Allianz — im Lokal des ſtuttgarter Leſevereins angeſchlagener obrigkeitlicher Befehl, „nicht über Politik zu reden“, herabgeriſſen ward und zwar — hört! hört! — „ungeſtraft“. Man ſieht, dieſer Schwabenſtreich gehört nicht eben in die Kategorie der von Uhland verherrlichten. Doch der Scherz iſt nicht am Orte, wo Einen auf Schritt und Tritt der ganze uralte und ewigjunge deutſche Jammer anfaßt. Als der genannte würtemberger Sultan, dem man mit Recht nachgeſagt, er habe in ſeiner Perſon den Vitellius glücklich mit dem Nero vereinigt, erfahren hatte, daß der von der leipziger Rieſenwalſtatt fliehende Napoleon bei Hanau den unfähigen Säbelraſſeler Wrede über den Haufen gerannt habe, ſetzte er ſich mit ſeinen Mignons zur Tafel nieder und brachte unter Trompetenſchall ein Hoch aus auf den Empereur und Roi, welcher mit gränzenloſem Uebermuth ſeinen Zwingherrnfuß auf Deutſchlands Nacken geſetzt hatte.

Und „wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege“ und an uns die Frage thäte: Gibt es noch immer ſolche

„Landesväter“ in deutſchen Landen? — ſo müßten wir zur Antwort geben: Wir wiſſen es nicht; was wir aber wiſſen, iſt, daß, nachdem der Sohn von Hortenſe Beauharnais Napoleon der Dritte geworden war, ein Wettfahren deutſcher Fürſten nach Paris geſchah, um ſich dem Neffen des Onkels zu Gnaden zu empfehlen . . .

4.

Es iſt eine ſchmerzliche Thatſache, daß der Franzoſenkaiſer, wie bekannt, hauptſächlich durch den eifrig und umfaſſend geleiſteten Gehorſam, welchen ſeine Befehle bei den Rheinbundsfürſten fanden, deren Truppen ſich bis zum Herbſt mit unbeſtrittener Tapferkeit für den Unterjocher ſchlugen, in den Stand geſetzt war, im Frühlingsfeldzug von 1813 den verbündeten Preußen und Ruſſen noch einmal den Meiſter zu zeigen und dadurch namentlich dem Czaren Alexander die verhängnißvolle Ueberzeugung beizubringen, Rußland, Preußen und England ſeien

mitſammen unvermögend, den Napoleonismus zu bewältigen. Die Folge hievon iſt geweſen, daß man Oeſtreichs Beiſtand um jeden Preis erkaufen zu müſſen glaubte, und der Preis, um welchen ſich Oeſtreich erkaufen ließ, war ein ungeheurer. Er hieß: Vernichtung der deutſchen Hoffnungen.

Der ſtarre und zähe Kaiſer-Tartuffe Franz, in deſſen Hand der leichtfertige und gewiſſenloſe, bis zur letzten Faſer entdeutſchte Metternich nur ein bieg- und ſchmiegſames Werkzeug geweſen iſt, ließ ſich, einmal zum Meiſter der Situation geworden, durch ſeinen Miniſter „von dem Bonaparte losmachen", wie er es nannte. Denn er haßte bekanntlich ſeinen Herrn Schwiegerſohn mit der ganzen Gründlichkeit jenes Haſſes, welcher ſich nachmals daran ergötzt hat, für die italiſchen Staatsgefangenen auf dem Spielberg neue Kerkermartern auszuſinnen. Indeſſen wollte er, durchaus nur darauf zielend, die gute Gelegenheit zur Rückgewinnung der alten Machtſtellung des Hauſes Lothringen-Habsburg zu benützen, den Napoleonismus doch nur eingeſchränkt und beſchnitten, keineswegs aber vernichtet wiſſen. Erſtens, weil ihm die

napoleoniſche Macht als Gegengewicht gegen die ruſſiſche dienlich ſchien; und zweitens, weil ſich ſeinem Haſſe doch auch wieder ein geheimes Gefühl, ja, ſo zu ſagen, eine inſtinktive Zärtlichkeit für den Bändiger der Revolution, für den ſchwiegerſöhnlichen Muſter- und Meiſterdeſpoten beimiſchte.

Metternich, ein Staatsmann ohne alle Initiative und aller ſelbſtſtändigen und originalen Ideen bar und ledig, aber ein meiſterlicher Taſchenſpieler mit dem Handwerkszeug diplomatiſcher Spiegelfechterei, vollzog ſeinen Auftrag mit Geſchicklichkeit und „finaſſirte“ Oeſtreich aus dem napoleoniſchen Lager glücklich in das der Verbündeten hinüber. Sehr gegen ſeinen perſönlichen Wunſch und Willen freilich und nur unter dem ſehr mächtigen Beiſtand, welchen ihm der kaiſertolle Uebermuth und die wahnwitzige Hartnäckigkeit des Empereur dabei leiſteten. Der öſtreichiſche Miniſter ſtellte zunächſt den erſehnten Beitritt ſeines Gebieters zur widernapoleoniſchen Allianz in Ausſicht, falls die Verbündeten — d. h. der Czar, denn Friedrich Wilhelm erſcheint in allen

dieſen Verhandlungen durchweg nur als eine dem czariſchen Zähler angehängte Null — zwei Grundbedingungen zum Voraus annähmen. Zum Erſten müßte in das ganze in Kompagnie zu machende Geſchäft ein „korrekterer“ Styl als der bisher angewandte gebracht werden. Von Freiheit, deutſchem Vaterlande, Volksrechten, nationaler Verfaſſung und anderen dergleichen „Ungeheuerlichkeiten“ mehr, wie das „beklagenswerthe“ Manifeſt von Kaliſch ſie „leider“ in Umlauf gebracht, müſſe unbedingt Abſtand genommen, jenes „gefährliche“ Aktenſtück ſelber für immer der Vergeſſenheit überwieſen, auch fortan jede Berufung an das Nationalgefühl der Maſſen vermieden, fernerweit der mit Kundgebung „jakobiniſcher“ Grundſätze angehobene Krieg durchweg in die korrekten Geleiſe eines „nüchternen Kabinettskriegs“ hinübergeleitet, item jede Betheiligung der Völker an den öffentlichen Angelegenheiten, ſoweit ſie nicht eine allerhöchſt befohlene ſei, energiſch verpönt und dafür geſorgt werden, daß die unbequeme und verdammliche Begeiſterung „des Freiheits- und Vaterlandsrauſches“ ſchleunigſt unter die Luftpumpe

„reindynastischer Interessen" und daselbst vom Leben zum Tode gebracht werde. Zum Zweiten sodann dürfe dem Franzosenkaiser nicht gar zu Vieles zugemuthet und müsse — wie das Oestreich in seinen „maßvollen" Friedensvorschlägen präcisiren werde — insbesondere zu Napoleons Gunsten auf die „Chimäre" der vollständigen Befreiung eines „chimärischen" Deutschlands verzichtet werden.

Diese Bedingungen und Bestimmungen nahmen Rußland und Preußen an, woraufhin Oestreich mit ihnen den reichenbacher Vertrag vom 27 Juni abschloß, kraft dessen es dem widernapoleonischen Bündniß beizutreten versprach, falls der Empereur die Friedensvorschläge Oestreichs verwerfen würde. Er verwarf sie. In der That, die Napoleontollheit verwarf in den Nachmittagsstunden des 28. Juni im Marcoliniſchen Palais zu Dresden diese „maßvollen" Friedensbedingungen, welche den Franzosenkaiser im Grunde ganz als den gelassen hätten, der er war. Denn die Franz-Metternichigkeit wollte ihm ja alles Ernstes Frankreich, Italien, Belgien, Holland, die Schweiz, das linke Rheinufer, Westphalen und den

Rheinbund lassen, dessen Auflösung nur als „wünschbar" bezeichnet war.

Wundersam, aber buchstäblich wahr: — Deutschland hat niemals einen grimmigeren Feind, aber auch niemals einen besseren Freund wider Willen gehabt, als der Napoleon gewesen ist. Nicht allein darum, weil seine eiserne Zwingherrnbesenruthe Berge von mittelalterlichem Wust aus deutschen Landen fortgefegt hat; auch nicht deßhalb nur, weil seine Tyrannenfaust der todestief schlafenden Deutschheit so in die Seele griff, daß sie endlich wieder halb und halb erwachen mußte; sondern auch und ganz vorzüglich darum, weil er den elenden undeutschen und widerdeutschen franz-metternichigen Frieden, welchen er im Juni von 1813 zu Dresden, im August zu Prag, ja, wenigstens was die Hauptsache betraf, die Fortdauer seiner Kaiserschaft, noch im folgenden Jahre zu Chatillon hätte schließen können, kaisertolldreist verwarf. Er that es, wie Jedermann weiß oder wissen könnte, zu Metternichs lebhaftem Bedauern und der östreichische Minister hat, unzweifelhaft mit Wissen und Willen seines Herrn, vor dem

er Staub war — wenn auch „lackirter“ Staub — auch noch nach der Eröffnung des Herbstfeldzuges von 1813 sein „Finassiren“ mit Napoleon fortgetrieben, sehr eifrig namentlich unmittelbar nach der letzten großen Liebkosung, welche Dirne Fortuna ihrem verhätschelten Liebling am 27. August bei Dresden zu Theil werden ließ.

Allein die preußischen Siege, welche gegen den Willen des vom Czaren zum Obergeneral des „Nordheers“ der Verbündeten bestellten und ebenfalls schamlos zweiächslerisch finassirenden Gaskogners Bernadotte bei Großbeeren und Hagelsberg erfochten wurden, dann der prächtige Blücherſieg an der Katzbach und endlich der russisch-östreichisch-preußische Triumph bei Kulm, sie machten den metternichigen Ränken und Schwänken vorderhand ein Ende, insofern sie den Knoten der Allianz Oestreichs mit den Verbündeten fester zusammenzogen. Aber auch jetzt wieder, beim Abschlusse des Vertrags von Teplitz (9. September) setzte es seine undeutschen und widerdeutschen Absichten durch, allerdings eifrigst sekundirt von Preußen, welches, wo möglich, gegen den stein-

ſchen Gedanken der Wiederaufrichtung des deutſchen Reiches noch heftiger anging als Oeſtreich. Metternich brachte es dann dahin, daß auch von der Errichtung eines ſtraffen und ſtrammen deutſchen Bundes ſchon jetzt abgeſehen und erklärt wurde, der Rheinbund zwar müßte aufgelöſ't werden, aber ſämmtliche deutſche Potentaten und Potentätchen ſollten die „volle und unbedingte Souverainetät“ haben.

Damit waren denn die nationalen Wünſche der Deutſchen, damit war die begeiſterte Hoffnung auf die Schaffung eines deutſchen Geſammtvaterlandes verfranzmetternicht, d. h. lebendig eingeſargt und begraben, und wenn man ſich den weiteren Verlauf des „Befreiungskriegs“ nicht durch die Arndt- oder Jahn-Brille, ſondern mit bloßen, aber ſehenden Augen anſieht, ſo erkennt man, daß die geäfften Deutſchen, indem ſie gegen den Napoleonismus weiterfochten, zunächſt nur für einen anderen Anſtrich ihrer Feſſeln, für dynaſtiſche Egoismen und diplomatiſche Iskariotismen ſich geſchlagen haben, wie das ja von jeher des armen alten Michels jammervolles Loos geweſen iſt. Im Uebrigen war die

Metternichigkeit nicht damit zufrieden, Prinzip und Charakter des widernapoleonischen Krieges vaterlandsverrätherisch gefälscht zu haben. Nein, sie machte nachmals noch den schamlosen Versuch, durch die Feder von Judas Iskariot Gentz auch die Geschichte zu fälschen, indem sie den genannten Judas, im schreiendsten Widerspruch zu früher von ihm selber gethanen Aeußerungen, lügen ließ: „Die Völker, die Jugend, die Freiwilligen haben Anno 1813 so gut wie gar Nichts gethan, sondern Alles ist vollbracht worden durch die wundervolle, im Stillen längst vorbereitete Eintracht der Höfe.“

Und „wenn heut' ein Geist herniederstiege,“ zu fragen: Aber ließen denn die Völker solchen himmelschreiend-schnöden, diplomatisch-höhnischen Undank sich gefallen? — wie sollte und könnte darauf die Antwort anders lauten als: Ja wohl! denn was ließen und lassen sich die Völker nicht Alles gefallen? Oh, sie hatten ja, nachdem sie heldisch gelitten und gestritten, um also belohnt zu werden, vollauf zu thun, ihre Todten zu begraben, ihre Wunden zu verbinden, ihre eingeäscherten Häuser wieder aufzu-

bauen, ihre zerstampften Felder wieder zu beackern, — wie hätten sie, den schweren Kampf um des Lebens Nothdurft kämpfend, Sinn und Zeit haben sollen, zu bedenken, wie ungeheuer man sie betrogen?

5.

Kein Zweifel, man hat dem Generalissimus der großen Koalition, dem Fürsten Schwarzenberg, dessen Oberbefehlshaberschaft übrigens weit mehr nur eine formelle als eine substanzielle gewesen ist, vielfach Unrecht gethan, indem man ihm Mängel und Mißgriffe in seiner Kriegsführung zum Vorwurf machte, welche eigentlich ganz andere Leute als er verschuldet haben, — namentlich der Czar Alexander, welchen es mitunter kitzelte, den Feldherrn zu spielen, wozu er gar keinen Beruf hatte. Schwarzenbergs Heerkommando war ein Martyrium, wie das seine viel zu spät und leider zuerst in einem obskuren Buch veröffentlichten Auslassungen (in den während der Feldzüge von 1813 — 14 vertraulichst an seine Frau gerichteten Briefen) für jeden Unbefangenen klärlich darthun.

Er hat, soweit seine Gaben reichten, seine Pflicht im Sinn und Geist eines östreichischen Magnaten zwar, aber durchweg als ein redlicher, humaner, ehrenhafter, versöhnlich-vermittelnder Mann gethan.

Diese nur gerechte Anerkennung der Verdienste des östreichischen Generals, welche ihm noch heute verweigert wird in der Geschichtezurechtmacherei-Werkstatt der süßen Schwärmer für „die hohenzoller'sche Spitze," sie darf jedoch nicht soweit gehen, daß man verschwiege, der Schwarzenberg wäre mit dem Napoleonismus niemals fertig geworden, so nicht der wildernapoleonische Geist, welcher im blücher'sche Heere lebte und nicht minder die preußischen Generale und Soldaten beim Nordheer beseelte, unabläßig voran und vorwärts und zum Schlagen und Entscheiden gedrängt und getrieben hätte. Es ist jetzt auch anerkannt, wenigstens von allen Wissenden und Redlichen, daß die berühmte „Zwickmühle", d. h. der trachenberger Kriegsplan vom 11. Juli, welchen man lächerlicher Weise dem Bernadotte zugeschrieben hat, den Napoleon entweder gar nicht oder jedenfalls nicht so tüchtig, ja vernichtend gezwickt haben würde, wie sie

that, falls nicht der Blücher und dessen „Kopf“ Gneisenau, ebenso der York, der Bülow, der Tauenzien und überhaupt alle die vorragenderen preußischen Führer dafür gesorgt hätten, daß die Wände besagter Zwickmühle enger und enger um den Schlachtendonnerer her zusammengeschoben wurden.

In Wahrheit, der heldische Jüngling von 71 Jahren, welchen der französische Empereur in seiner Wuth einen „versoffenen Husaren“ schimpfte, und welchen die Köckeritze und Wittgensteine und andere Schlotterlinge in der Umgebung Friedrich Wilhelms einen „betrunkenen Tollkopf“ und „blinden Dreinstürmer“ schalten, er hat den Sinn des trefflichen, von Toll, Radetzky und Knesebeck mitsammen entworfenen und festgestellten Plans für den Herbstfeldzug von 1813 am besten begriffen und am thatkräftigsten zur Ausführung gebracht. Das ganze Verhalten des schlesischen Heeres vom August bis zum Oktober bezeugt das unwiderleglich. Als die preußischen Generale Tauenzien, Bülow und Borstell abermals ihrem Oberfeldherrn zum Trotz am 6. September bei Dennewitz ruhmvoll geschlagen und

glänzend gesiegt hatten, begann Blücher, nachdem er sich mit diesen seinen Waffengefährten verständigt hatte, seine „Rechtsabschwenkung“ aus Schlesien und erzwang am 3. Oktober bei Wartenburg, wo der York mit seinem Harst hochherrlich die „Pflaumenschlacht“ focht und gewann, den Uebergang über die Elbe, wodurch auch der Bernadotte, obzwar sehr gegen seinen Willen, über den Strom nachgezogen und dem schwarzenbergischen Heere Luft und Luft geschaffen wurde, wiederum aus Böhmen hervorzubrechen und zwar diesmal in der Richtung auf Leipzig. Diese blücher'sche Handhabung der kolossalen Heerzange, womit die Verbündeten ihren Gegner zu umfassen und zu packen suchten, ist es gewesen, welche den Napoleon zwang, endlich die Elbelinie aufzugeben und nach dem fehlgegangenen Stoß in der Richtung auf Düben in die Ebenen von Leipzig zurückzuweichen, wo aber nicht, wie er noch immer sich schmeichelte, ein entscheidender Sieg, sondern eine vernichtende Niederlage seiner wartete. Nicht also, wie die napoleonische Mythologie gefabelt hat, der „Abfall“ Baierns, welchen Napoleon erst am

13. Oktober erfuhr, nachdem er schon am 8. Dresden verlassen hatte, sondern der Elbübergang Blüchers war das entscheidende Moment in der Kette von Ursachen, welche die Entscheidung bei Leipzig herbeigeführt haben.*) Daß aber der Entscheidungstag schon der 16. Oktober, daß der eigentliche Held dieses Tages der genialische Feldhauptmann und tapferste Soldat Prinz Eugen von Würtemberg bei Wachau und der eigentliche Entscheider der alte Blücher bei Möckern gewesen ist, dagegen kann jetzo gar kein Zweifel mehr aufkommen.

Ein eigenthümlich Schicksalsspiel, daß, während Nero-Vitellius von Würtemberg eine der Hauptstützen der napoleonischen Zwingherrschaft in Deutsch-

*) (Zusatz von 1864.) Aus den neuerlich veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809—15", Karlsruhe 1864, scheint sogar hervorzugehen, daß man in der nächsten Umgebung Napoleons erst am 16. Oktober bestimmte Nachricht vom „Abfall" Baierns erhielt. Der Markgraf erzählt S. 123: „Am Abend des 16. ließ mich der Herzog von Bassano rufen und ertheilte mir den Auftrag, den bairischen General von Raglovich zu arretiren, weil man sichere Nachrichten vom Beitritt seines Königs zur Allianz gegen Frankreich habe."

land war, ein Prinz seines Hauses, der wahrhaft ein „Prinz Eugenius der edle Ritter“ zu heißen verdient, in den Feldzügen von 1812, 1813 und 1814 als einer der tüchtigsten Hebel zum Sturze des Napoleonismus sich bewährte. Und ebenso muß hervorgehoben werden, daß es ein schwererworbenes, aber größtes Verdienst Blüchers gewesen ist, den Bernadotte, dem die zweideutige czarisch-alexandrische Politik zu einer Rolle verholfen hatte, welche die Befähigung und noch mehr den Charakter des Gaskogners weit überstieg, an der Elbe festgehalten und schließlich auf das Entscheidungsfeld „herangekriegt“ zu haben. Mußten doch alle Saiten der Geduld sowohl als der Entschiedenheit aufgezogen werden, um zu erreichen, daß der „Piaffeur“, wie Napoleon den Gaskogner, welcher aus dem trüben Wasser seines Gebarens die Krone von Frankreich heraufzufischen wähnte, treffend genannt hatte — mit seinen 90,000 Mann da nicht ausrisse, wo der Blücher mit seinen 60,000 Mann anzugreifen entschlossen war.

Aus jenen Vorbereitungstagen zur leipziger Schlacht läßt uns eine neu aufgebrochene Quelle

die nachstehende Episode schöpfen, welche Stimmung und Styl preußischen Soldatenlebens von damals hübsch kennzeichnet. Unweit vom Petersberg bei Halle nämlich begegnet der alte Blücher, Feldmütze auf dem Kopfe, verschabten grauen Mantel um die Schultern, die ewige Tabakspfeife zwischen den Zähnen, einer verdrossen durch den zähen Lehmbodenkoth sich fortarbeitenden Kolonne von Bülows Heerhaufen. „Na — sagt der Alte zu den pommer'schen Grenadieren — freu' mir, meine Pommern wieder 'mal zu sehen. Habt euch sakermentisch gut geschlagen bei Großbeeren und Dennewitz; so habt ihr, Gott straf' mir! Und schätz' ich mich's recht zur Ehre, so zu sagen auch ein Pommer zu sein." Die Pommernmänner schauen auf, und da sie den Alten nicht kennen, der ganz allein dahergeritten kommt in gar keinem feldherrlichen An- und Aufzug, so brummt einer aus den Reihen hervor: „Ja, det glöw ik wohl, nu mag jeder Hundsfott wohl een Pommer wesen" — (ja, das glaub' ich wohl, jetzt will jeder Hundsfott ein Pommer sein). „Schwerenöther ihr — lacht der Gebhart Lebrecht, den Gaul wendend — ihr

bleibt immer die Alten, brav und grob, Gott verdamm' mir!" . . .

Am 14. Oktober waren die Wände der widernapoleonischen Zwickmühle endlich so enge zusammengeschoben, daß innerhalb derselben die Instrumente zu dem beispiellosen Waffenkonzert, genannt leipziger Völkerschlacht, gestimmt werden konnten. Schwarzenberg hatte sich, seine schwere Drei-Monarchen-Bürde auf dem Nacken, langsam über das Erzgebirge herübergeschoben und war über Altenburg und Zeitz am südlichen Rande der großen Walstatt angelangt. Vom Norden her zog Blücher, den heftig sich sträubenden und fortwährend Seiten- und Rücksprünge versuchenden Bernadotte mit sich ziehend, wie an einem Nasenringe, und bereit, seine zu Halle versammelten Harste auf dem rechten Ufer der Elster über Schkeuditz gen Leipzig vorzuführen. Der Empereur seinerseits traf an dem genannten Tage ebenfalls daselbst ein, und nachdem er die Stadt umritten hatte, vernahm er in seinem Quartiere zu Reudnitz von Liebertwolkwitz her die Ouvertüre zur ungeheuren dreitheiligen oder dreitägigen Symphonia

heroika, d. h. das Getöse des Reitertreffens, welches Schwager Murat da draußen gegen preußische und russische Reiterei planlos schlug und verlor.

Den Plan zur Schlacht für Schwarzenbergs Gewalthaufen hat bekanntlich der aus sächsischen Diensten in östreichische gegangene General Langenau entworfen. Andere haben dann an dem ungeschickten Ding ungeschickt noch herumgeschustert und so kam es, daß die schwarzenbergische Hauptmacht in den engen, unwegsamen „Sumpfwinkel" zwischen Elster und Pleiße gepfercht wurde, wo für Massenentwicklung kein Raum und das vorausgesetzte und geforderte rechtzeitige Hervorbrechen über die Pleiße bei Konnewitz fast eine Unmöglichkeit war. Napoleon dagegen hatte, den rechten Flügel seiner Schlachtordnung an die Pleiße lehnend, seine Hauptstellung auf den sanften, die weite Ebene beherrschenden Bodenerhebungen bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz. Auf das in seinem Rücken liegende Leipzig gestützt, meinte er im Stande zu sein, Schwarzenberg und Blücher getrennt zu halten und jenen am 16., diesen am 17. zu schlagen. Ein Herankommen Berna-

dotte's glaubte er gar nicht ernſtlich mit in ſeine Berechnung ziehen zu müſſen: er kannte ja ſeinen „piaffenden“ Gaskogner. Aber er kannte noch immer nicht den alten Gebhart Lebrecht, welcher den Kronprinzen von Schweden am Naſenringe hielt. Hätte er den Blücher gekannt und hätte er geahnt, was ihm von dieſer Seite bevorſtand, er würde ſich gewiß nicht begnügt haben, den Marſchall Marmont mit 20,000 Mann und 84 Geſchützen nach Möckern zu ſchicken, um dieſe allerdings von Natur ſehr feſte Stellung gegen ein allfälliges Vorgehen des Blücherheeres zu bewachen und zu behaupten.

Die Skribenten und Dozenten der napoleoniſchen Mythologie fabelten und fabeln, daß gleich zu Anfang der Völkerſchlacht die Verbündeten mit einer „erdrückenden Uebermacht“ gegen ihren Gegner hätten auftreten können und wirklich aufgetreten ſeien. Nun iſt aber Thatſache, daß der erſte der drei Schlachttage der entſcheidende war; und ebenſo iſt Thatſache, daß an dieſem 16. Oktober die Streitkräfte der Verbündeten — Dank dem nicht zweideutigen, ſondern geradezu verrätheriſchen Benehmen,

d. h. absichtlichen Nichtherankommen Bernadotte's mit dem Nordheer — den französischen gar nicht oder doch nur ganz unbedeutend überlegen waren. Denn Napoleon hatte am 16. Oktober jedenfalls nicht weniger als 190,000 Mann, worunter etwa 33,500 Reiter und 700 Geschütze, wogegen seine Gegner, die getrennten Heere Schwarzenbergs und Blüchers — jenes 133,078, dieses 60,431 Mann stark — zusammengerechnet 193,509 Streiter, worunter ungefähr 38,000 Reiter und 750 Kanonen aufzubringen vermochten. Und, wohl zu merken! die französische Macht wurde vom Napoleon kommandirt, welcher, wenn auch nicht mehr der ganze, doch immerhin noch ein Zweidrittels-Napoleon war.

So hat er denn da, wo er selber die Riesensymphonie dirigirte, d. h. auf der Südseite der Walstatt, am 16. Oktober seinen Feinden den alten Kriegsmaestro und Schlachtenvirtuosen noch einmal gezeigt, obzwar nicht mehr, bei Weitem nicht mehr in der alten zermalmenden Wetterstralsweise. Ganz besonders unglücklich stritten an diesem Tage die östreichischen Generale, Giulay vor Lindenau, Merveldt

bei Konnewitz, Klenau bei Liebertwolkwitz. In der Verwirklichung des Schlachtplans der Verbündeten griff und klappte Nichts recht in einander und die Führung des obersten Heerkommandostabs ließ Sicherheit, Straffheit und Wucht gar sehr vermissen. Soweit es möglich, wurden jedoch diese Nachtheile gutgemacht durch die Einsicht und Standhaftigkeit einzelner Führer, sowie durch das wetteifernd heldische Streiten der verbündeten Truppen, welche naiv genug waren, es für ernstgemeint zu halten, wenn Generalissimus Schwarzenberg, der es übrigens für seine Person sicherlich ernst und ehrlich meinte, in seinem Tagsbefehl vom 15. Oktober ihnen zugerufen hatte: „Ihr kämpft für die Freiheit Europa's!"

Für die Freiheit Europa's? Ah, „wenn heut' ein Geist herniederstiege" und trauervoll die Franze, Metterniche, Gentze und Konsorten fragte: Warum habt ihr die armen vertrauenden und hoffenden Menschen, die bei Leipzig „für die Freiheit Europa's" in den Tod zu gehen glaubten, so schamlos belogen und betrogen? — die Franze, Metterniche, Gentze und Konsorten, sie würden sich in ihren Gräbern mit be-

haglichem Grinſen umkehren und ſagen: Mit Speck fängt man Mäuſe und mit Redensarten ködert man Menſchen!

6.

Aber nicht in Sterblichen von der Sorte pulſirt, was „ſterblich nicht“ im Menſchen und was den ſchweren Erdenkloß emporträgt in die hellen Regionen, von wo der göttliche Anhauch („afflatus divinus“) zu großem Denken und Thun ausgeht. Seht, dort drüben, wo am 16. Oktober von 1813 um Behauptung und Erſtürmung der Hochebene von Lindenthal blutig gerungen ward, da waltete voll und ganz dieſer Anhauch, waltete herrlich in den ſchlichten preußiſchen Landwehrmännern, welche auf den Zuruf eines ihrer fallenden Führer, des zum Tode getroffenen Grafen Wedell: „Rettet das Vaterland!“ den in und um Möckern mit höchſter Bravour fechtenden

Franzoſen die eiſerne Garbe unwiderſtehlich ins Fleiſch trugen. „Jeder — ſo hat ein anderer tapferer Führer, der Major Hiller nachmals bezeugt — Jeder brannte vor Begierde, nahe an den Feind zu kommen, und ohne Bedenken ſtürzten auf meinen Zuruf, daß heute Deutſchlands Schickſal entſchieden werden müſſe, die Bataillone über die Leichen ihrer Brüder mit Hurrah von Neuem auf den Feind"... Die Umſtände fügten es, daß, wie Männiglich weiß, die Möckernſchlacht wiederum durchaus nur von preußiſchen Truppen, vom Harſte des prächtigen Griesgrams York, welcher an dieſem Tag ein „Bataillengeneral" erſter Größe war, geſchlagen und gewonnen worden iſt. Der Sieg war vollſtändig: Marmont wurde mit den kläglichen Trümmern ſeiner Streitmacht am Abend bis unter die Mauern von Leipzig zurückgetrieben und damit war die äußerſt wichtige Schutzwand Napoleons auf der Nordſeite des leipziger Entſcheidungsfeldes niedergeworfen.

Und auch auf der Südſeite hatte der größte aller Schlachtenlenker derweil doch mehr nur ſcheinbare

als wirkliche Vortheile errungen. Das dankte man — d. h. hätte man von Rechtswegen danken ſollen — ganz namentlich dem Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher, der ganzen Wucht und Wuth des napoleoniſchen Hauptangriffs zum Trotz, Wachau bis zur äußerſten Möglichkeit und damit die Schlacht gehalten hatte. Seiner Standhaftigkeit war es nicht zu viel, mit ſeinen entſetzlich gelichteten Bataillonen, von deren Mannſchaft volle zwei Drittel todt und verwundet den Boden bedeckten, auch noch den erſten Stoß der Reitermaſſe von 8000 Mann auszuhalten, womit der Empereur ſchließlich das Centrum der Verbündeten zu ſprengen vergeblich unternahm. Nach beendigter Blutarbeit vom 16. Oktober hatten die Franzoſen ihr Mitteltreffen bei Wachau ſtehen und lehnten ihren rechten Flügel an Markkleeberg, ihren linken an die ſogenannte Schwedenſchanze. Die Verbündeten ſtanden dem Feinde in einem weiten Halbkreis parallel gegenüber, mit dem Centrum vor Güldengoſſa, während Bennigſen mit friſch anlangenden ruſſiſchen, Kolloredo mit öſtreichiſchen Diviſionen in die Stellungen einzu-

rücken begannen, welche ihnen zur Verstärkung von Schwarzenbergs rechtem Flügel angewiesen waren.

Napoleon, bei seinem hinter Wachau an der Straße nach Borna aufgerichteten Zelte vom Pferde gestiegen, hielt für den nächsten Tag noch immer die Siegeshoffnung fest. Nachdem aber die Hiobspost von Möckern eingetroffen war, da machte er mittelst Absendung des bei Konnewitz gefangenen Generals Merveldt den bekannten Waffenstillstands- und Friedensversuch beim Kaiser Franz. Zu spät! Als am 17. Oktober gegen Abend zu noch immer keine Antwort von drüben eingetroffen war, da „verkroch sich" — hat Augenzeuge Odeleben berichtet — der Empereur in sein Zelt und „es mehrten sich im französischen Hauptquartier die finsteren Gesichter und sprach man unverhohlen von der Nothwendigkeit des Rückzugs." In Wahrheit, der Kampf am 18. Oktober, zu welchem man am 17. beiderseitig rüstete, konnte für die Franzosen nur noch ein Kampf um den Rückzug sein. Es ist auch vollwichtiger Grund zu der Annahme vorhanden, daß die entschiedene Niederlage, welche Napoleon am dritten der drei Schlach-

tentage erfuhr, geradezu eine Vernichtung hätte werden müssen, falls Schwarzenberg von der erdrückenden Uebermacht, welche ihm am 18. Oktober zur Verfügung stand, richtig und entschlossen Gebrauch gemacht hätte. Er that es nicht, so sehr nicht, daß er, wie bekannt, von seiner Streitmacht 100,000 oder auch 120,000 Mann gar nicht ins Feuer brachte, und hieraus läßt sich erklären, wie es zuging, daß der Empereur noch gegen 90,000 Mann von der leipziger Walstatt wegretten konnte.

In der Morgenfrühe des 18. Oktobers war es endlich dem alten Blücher gelungen, alle die Ränke und Schwänke, womit der Bernadotte sein Nichtherankommenwollen maskirte, energisch durchzuwettern. Damit war das ungeheure Jagdnetz vollendet, welches heute um den großen Nimrod, der so lange die Völkerjagd getrieben, zusammengezogen werden sollte und wirklich zusammengezogen ward. Nicht so nachdrücklich freilich, daß ihm nicht noch eine Oeffnung — die über Leipzig gen Weißenfels — zum Entschlüpfen geblieben wäre. Die französische Schlachtordnung war der Gestalt, daß die sämmt-

lichen Korps, welche bislang auf der Südseite der Stadt gekämpft hatten, auf dem Plateau von Propstheida sich zusammenschlossen und nördlich und östlich Marmont und Ney den rückwärts gebogenen Halbkreis verlängerten, welcher in einer Ausdehnung von zwei Stunden dem Feinde überall und so lange die Stirne bieten sollte, bis bei allmäliger Verengerung des Kreises ein Theil desselben nach dem andern über Leipzig und Lindenau sich abziehen könnte. Die Verbündeten ihrerseits wollten in drei Angriffssäulen gegen die feindliche Stellung vorgehen, während auf der Ostseite das Nordheer unter Bernadotte den Kampf zu führen hätte und auf der Nordseite Blücher.

Um die achte Morgenstunde hob das gegenseitige Morden von 450,000 Menschen an, die Völkerschlacht, welches Wort erst an diesem Tage aufkam und zwar zuerst vom preußischen Oberst Müffling ausgesprochen. Die Tragödie vom 18. Oktober zerfiel aber in zwei Akte, deren erster die Linksschwenkung des schwarzenbergischen, deren zweiter die Rechtsschwenkung des bernadotte-blücher'schen Heeres

gewesen ist. Auf der Südseite kämpften die Verbündeten lange Stunden hindurch nicht mit dem Erfolge, welchen ihre Anstrengungen verdient hätten. Erst nach und nach und mit großen Opfern gelang es ihnen, Boden zu gewinnen und die Seiten des Halbkreises der feindlichen Stellung mehr gegen Leipzig hinzudrücken. Erst das Eingreifen des Nordheeres, voran Bülows, der um 1 Uhr mit seinem Harst zum Sturm auf Paunsdorf vorging, während Blüchers Anordnung gemäß Langerons Korps gleichzeitig zum Angriff auf Schönefeld vorschritt, entschied die Niederlage der Franzosen, — eine Niederlage, so unbedingt-unvermeidlich, daß es ganz lächerlich ist, wenn die albernen und die schlauen Pfaffen des Napoleonkultus diese Niederlage allerlei kleinen und kleinlichen Nebenumständen, dem Uebertritt von etlichen tausend Rheinbündlern zu den Verbündeten, dem vorzeitigen Sprengen einer Brücke u. dgl. m. zugeschrieben haben. Der Sturm auf Leipzig am 19. Oktober war nur noch ein blutiger Epilog der furchtbaren Schlachtentrilogie. Vormittags entwich der besiegte Empereur aus der Stadt und um 1 Uhr

Mittags begrüßten ſich die ſiegreichen Feldherrn und Fürſten auf dem Marktplatz, wo bekanntlich Gneiſenau zuerſt die Loſung ausgegeben hat: „Nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons darf der Krieg enden!“

Aber einen entſetzlich hohen Preis hatten die Verbündeten für ihren Sieg bezahlt: — von den 100,000 Unglücklichen, welche todt oder verſtümmelt auf der blutſtarrenden Walſtatt lagen, aus welcher die Brandruinen von mehr als zwanzig im Feuer aufgegangenen Dörfern ſchwarz in die Lüfte ſtarrten, gehörte allermindeſtens die Hälfte den Verbündeten an. „Mit welchen Strömen von Blut — ſchrieb Gneiſenau am 22. Oktober an eine preußiſche Prinzeſſin — mit welchen Strömen von Blut die Freiheit der Welt erkauft iſt, davon mag man anderwärts keinen Begriff haben. Auf Meilen weit ſind die Felder mit Todten, Verſtümmelten und Verwundeten bedeckt und rings um Leipzig her iſt die Erde mit Blut getränkt — ein jammervolles Schauſpiel des höchſten menſchlichen Elends!“

Und „wenn nun heut' ein Geiſt herniederſtiege“,

zu Frage zu thun: Aber war mit dieſem unermeß-lichen Jammer die „Freiheit der Welt“ wirklich er-kauft? ſo könnte die Wahrhaftigkeit ihm nur die Antwort geben: — Das nicht! Dafür jedoch die Heilige-Allianz-Politik, d. h. nach der ruchloſen napoleoniſch-thatſüchtigen, aber auch Thaten zeugen-den Tyrannei die noch ruchloſere Tyrannei der Impotenz, aus hoch- und übermüthiger Verblen-dung, aus „chriſtlich-germaniſcher“ Phantaſterei, muckeriſchem Bleizucker und mühlſteinharter Verfol-gungsſucht abſcheulich gemiſcht.

„Und ſo hätten die Tauſende und wieder Tau-ſende und abermals Tauſende von deutſchen Jüng-lingen und Männern, die auf allen den Walſtätten von 1813 ihr Blut vergoſſen haben, es vergeblich und fruchtlos gethan?“

Doch wohl nicht. Denn aus dieſer koſtbaren Blutſaat iſt die Idee der Einheit Deutſchlands her-vorgewachſen und bereits zu einer ſittlichen Macht, zu einer deutſchen, ja zu einer europäiſchen Lebens-macht emporgereift, ſagt man.

„Schöne Worte!“

Ganz gewiß. Steht doch im Faust geschrieben: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, aus Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben“ — und wir sind bekanntlich ein, nein, das Volk von Denkern, Dichtern und Düftlern.

„Das alte Hamlet-Elend also?“

Ja wohl, mit echtdeutscher Treue konservirt, balsamirt und venerirt.

„Ah, ich sehe, der Uhland hatte recht, als er unlängst uns von da unten zu melden kam:

„„Untröstlich ist's noch allerwärts!““

Ein

„Dies irae.“

(Der 24. Februar von 1848.)

„Lieber Tan — so schrieb der dritte Sohn Louis Philipps, der Prinz von Joinville, in der Familie vertraulich Hadschi genannt, vom Bord seines Flaggenschiffes „Le Souverain“ am 7. November von 1847 aus der Bucht von Spezzia an seinen Bruder, den Herzog von Nemours, mit dem familiären Spitznamen Tan — ich schreibe dir, weil die von allen Seiten hereinbrechenden Ereignisse mich ernstlich beunruhigen. Es scheint mir nämlich unvermeidlich, daß der unnatürliche Zustand Frankreichs, welcher die konstitutionelle Fiktion verschwinden machte, in der bevorstehenden Sitzung der Deputirtenkammer zur Sprache komme. Es gibt keine Minister mehr, denn ihre Verantwortlichkeit ist Null. Alles geht vom König aus und fällt auf ihn zurück (tout remonte

au roi). Derſelbe iſt auf einer Altersſtufe angelangt, wo man keinen Betrachtungen mehr zugänglich. Gewohnt, zu regieren, liebt er auch zu zeigen, daß er regiere. Seine unermeßliche Erfahrung, ſein Muth, alle ſeine großen Eigenſchaften verleiten ihn, der Gefahr kühn zu trotzen; aber deßhalb iſt die Gefahr nicht weniger groß .... Unſere Lage iſt ſchlecht. Im Innern ein Finanzzuſtand, welcher nach ſiebzehn Friedensjahren keineswegs ein glänzender iſt, und auch nach Außen glänzen wir durchaus nicht, während es doch nöthig und leicht geweſen wäre, der Eigenliebe unſeres Landes etliche von jenen ihr ſo theuren Befriedigungen zu verſchaffen, mittelſt welcher man die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von bedenklichſten inneren Schäden ablenkt. Die ſpaniſche Geſchichte (la campagne espagnole) hat uns einen beklagenswerthen Ruf von Treuloſigkeit verſchafft. Von England getrennt zur Stunde, wo die italiſche Bewegung anhob, konnten wir uns daran nicht thätig und in einer Weiſe betheiligen, welche unſer Land entzückt (séduit) und uns wieder in Einklang mit den Prinzipien geſetzt hätte, welche

wir nicht aufgeben können, weil wir nur kraft ihrer Etwas sind. Wir wagten es nicht, uns gegen Oestreich zu kehren, aus Furcht, England möchte sofort eine neue heilige Allianz gegen uns stiften. Alles dies ist das Werk des Königs allein, ist das Resultat des Alters eines Königs, welcher regieren will und doch nicht die Kraft besitzt, eine mannhafte Stellung zu nehmen. Diese unglückseligen spanischen Heiraten! Wir haben die Hefen ihrer Bitterkeit noch lange nicht geleert . . . Alles zusammengerechnet, stehen wir so: — Im Innern zerrüttete Finanzen; nach Außen genöthigt, zu wählen zwischen einer demüthigen Abbitte bei Palmerston oder der Schmach, gemeinsam mit Oestreich in der Schweiz den Büttel zu machen und in Italien gegen unsere Prinzipien und unsere natürlichen Bundesgenossen zu kämpfen. An Alledem ist der König schuld, der König allein, welcher unsere verfassungsmäßigen Einrichtungen gefälscht hat (qui a faussé nos institutions constitutionnelles). Du wirst mir verzeihen, daß ich also von dem Vater spreche: du weißt ja, wie sehr ich ihn achte und liebe. Aber es

ist mir unmöglich, des Blickes in die Zukunft mich zu enthalten, und sie erschreckt mich" *).

Zwei Monate und etliche Tage später schrieb aus Anlaß des Ablebens der Prinzessin Adelaide, Schwester des Königs der Franzosen, Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der „Geistreiche", an Louis Philipp einen Kondolenzbrief, aus welchem das pariser Blatt „La Semaine" am 31. Januar von 1848 diese Stelle mittheilte: — „Sire! Sie sind der Schild der europäischen Monarchieen, Sie der von der Vorsehung erhobene Arm, um das Werk von Jahrhunderten zu retten und die Gesellschaft auf ihren alten, erschütterten Grundlagen neu zu befestigen. Möge Gott Ew. Majestät zum Heile Frankreichs und zum Besten Europa's noch langes Leben verleihen! Das ist mein heißester Wunsch."

Diese zwei Aktenstücke zeichnen scharf und klar die Situation des „Bürgerkönigthums" auf der

*) Revue rétrospective, (Paris 1848), No. 31. Das Original des Briefes, wovon das Mitgetheilte nur ein Auszug, wurde am 24. Februar 1848 im Kabinett des Duc de Nemours in den Tuilerien gefunden.

Schwelle vom Jahr 1847 zum Jahr 1848. Sein eigen Fleiſch und Blut verdammte die ſchweren Sünden und ungeheuren Fehler, welche Louis Philipp begangen hatte; der eigene Sohn ſprach dem Vater das Urtheil. Dagegen beweihräuchte ein gekrönter Schwärmer für das „göttliche Recht“ der Könige den von den Grundſätzen der Freiheit und Vernunft abgefallenen Verräther. Der Sohn Egalité's, der „Uſurpator“ von 1830, welchen damals Czar Nikolaus in ſeinem Hochmuth als einen Lump und Schubiak behandelt hatte, war demnach jetzo vom Abſolutismus zu Gnaden angenommen. Ja, das zeichnet vollſtändig die Sachlage. Die Julimonarchie war reif zum Untergang und der Vernichtungsſpruch gefällt. Sehen wir, wie er ſich vollzog.

1.

Die Uhr des Pavillon de l'Horloge ſchlägt 1 Uhr, die erſte Stunde des 24. Februar von 1848.

Die Nacht ist frostig und finster, aber der Widerschein ihrer Myriaden von Gaslichtern macht die über der Riesenstadt hängende Dunstmasse weißlich schimmern. Der alte Königspalast, welcher schon so viele Schicksalswechsel gesehen, diese Tuilerien, worin Marie Antoinette intrikirt, der Konvent vulkanisirt und Napoleon despotisirt hatte, sie zeigen auch zu dieser Stunde wieder in ihrem Innern, wie in ihrer Umgebung, jenes unbeschreibliche Ungewöhnliche, Unruhige, Hastvolle und Bängliche, welches Katastrophen von Herrschern und Staaten vorauf zu gehen pflegt, wie der Staubwirbel aufwühlende Windstrom dem Gewitter voranwallt. Die Wachtposten sind überall verdoppelt, verdreifacht. Das Gitter des großen Hofes ist geschlossen. Der ganzen Vorder- und Hinterfront des Schlosses entlang ist in allen Stockwerken eine Masse von Fenstern erhellt und man sieht in den Korridoren des Erdgeschosses, wie droben in den Mansardengängen eilende Lichter kommen, verschwinden und wiederkommen. Auf den Treppen, in den Vorhallen und Vorzimmern ein summendes Getöse, nur noch mühselig gedämpft

durch den beschwichtigend erhobenen Finger der Aja Etikette; ein Kommen und Gehen von Staatsmännern und Generalen, Hofherren und Hofdamen, Lakaien und Zofen. Ueberall ins Längliche oder auch schon ins Lange gezogene Gesichter, aufgeregte Mienen, Frageblicke, Geflüster und Gewisper. Ein Unheimliches schreitet durch das ungeheure, prächtige Haus. Noch ist dieses Schreiten nur ein Schlurfen, aber binnen etlichen Stunden wird es ein Dröhnen sein.

Kriegerische Zurüstungen rings umher um den Palast. Längs der Rue Rivoli eine Kolonne Infanterie unter den Waffen. In den Zwischenräumen reitende Artillerie mit ihren Stücken. Starke Kavalleriepikets in die Rue St. Honoré und bis zum Palais Royal vorgeschoben. Der Quai entlang der Seine, soweit die Tuilerien- und Louvrebauten reichen, ebenfalls wohlbesetzt. Auch hier zwischen dem Fußvolk Artillerie, besonders an den Punkten, wo sich die drei Brücken, Pont Royal, Pont du Carrousel und Pont des Arts, auf das linke Stromufer hinüberlegen. Bei näherem Zusehen wäre in

der Haltung der Truppen eine gewiſſe Schlaffheit und Verdroſſenheit bemerkbar geworden: — ſie hatten ſchon ſeit nahezu zweimal 24 Stunden in Wind und Wetter ermüdenden und unliebſamen Dienſt gethan. Aber drinnen auf dem Carrouſelplatz geht es laut und lebhaft her. Lodernde Pechpfannenfeuer werfen ihren rothen Schein über den weiten Raum, der nach allen vier Seiten mit Truppen aller Waffengattungen garnirt iſt. In der Mitte ein dichtſtehender Halbkreis von Stabs- und Subalternoffizieren. Vor der Fronte deſſelben eine Gruppe von Generalen. Auf der Sehne des Bogens ein Mann von martialiſcher Figur, Haltung und Gebärde. Sein von den breiten Schultern zurückgeſchlagener Mantel läßt eine reich geſtickte Uniform ſehen und auf dem Kopfe trägt er den an den aufgeklappten Rändern mit weißem Federnbeſatz eingefaßten Hut eines Marſchalls von Frankreich. Ihm zur Seite hält ſich ein ſchlanker Mann in der Uniform eines Generallieutenants, deſſen ariſtokratiſch feine, kühle und etwas hochmüthige, aber feſte und geſcheidte Züge den Duc de Nemours, zweitälteſten

Sohn Louis Philipps, erkennen laſſen. Hinter dem Marſchall erblickt man zwei in Mäntel und Pelze ſattſam eingewickelte Civilmänner, zwei ſo eben, man weiß nicht recht halb oder ganz entminiſterte Säulen des „Syſtems der Korruption", Guizot und Duchatel. Der Zweite mag immerhin das Geſicht in den Pelzkragen verſtecken: es lohnt ſich kaum der Mühe, ihn anzuſehen. Schade aber, daß man vom Monſieur François Guizot nicht mehr zu ſehen bekommt. Denn der Mann verdiente wohl näher betrachtet zu werden als der zu Fleiſch und Blut gewordene Doktrinarismus der konſtitutionellen Lüge, als die Verkörperung des zur höchſten Potenz erhobenen Schulmeiſterthums der parlamentariſchen Fiktion.

„Meſſieurs — ſagt der Marſchall Bugeaud mit knapper Hutlüftung, kurz und barſch — der König hat mich mit dem Oberbefehl über die geſammte bewaffnete Macht von Paris, Linie und Nationalgarde, betraut. Man muß ein Ende machen mit den Revoluzern. Ihr wißt, wann ich mich mit ihnen ſchlug, bin ich niemals geſchlagen

worden. Habt Acht, daß ihr mich diesmal meine Jungferschaft nicht verlieren macht."

Beifälliges Lachen belohnt den Kasernenspaß des Duc d'Isly, bekannter noch unter seinen populären Titeln „Kerkermeister von Blaye" und „Schlächter von der Rue Transnonain." Aber, horch, was trägt der Nachtwind für ein dumpfes Geräusch den Strom herunter, von der Cité-Insel her und herüber aus den volkreichen Quartieren, die sich zur Linken der Seine um das Pantheon zusammenballen und zur Rechten zwischen dem Hotel de Ville, der Place de la Bastille und den Boulevards gelagert sind? Ein Rauschen und Brausen, bald sinkend, bald schwellend; ein tausendfältig Gemisch von Tönen und Klängen, zersplitternd jetzt in Hunderte von grellen Mißlauten, dann wieder zusammenschlagend in ein Aechzen und Stöhnen und Donnern, als hörte man den atlantischen Ozean wüthend an die Klippen der Bretagne prallen. Und wiederum, horch, reißen sich aus dem monotonen Gesause einzelne artikulirte Töne los: — „Allons enfants!" und antwortet es drüben: „Le jour de gloire est arrivé!" und wie ein Bün-

bel feuriger Klangraketen ziſcht zum nächtigen Himmel empor der unſterbliche Refrain: „Aux armes, citoyens!“

Der Marſchall zieht ſich den Mantel dichter um die Schultern und ſagt: „Wir werden ein Wort mit den Herren von den Barrikaden ſprechen. Doppelte Ladung in die Gewehre! Ihr ſollt alsbald meine Befehle habe, Meſſieurs. Ich gehe, die Dispoſitionen zur Niederwerfung der Emeute feſtzuſtellen.“

Während er, ſiegesſicher, im Etat-Major (Generalſtabsgebäude) ſeinen Plan entwirft, arbeiten ſich zwei Männer mühſam und oft angerufen zum Eingang des Palaſthofs und von dort zur Hinterpforte des Pavillon de l'Horloge durch. Der Eine iſt in der Uniform der Adjutanten des Königs, der Andere in Civil, — ein Mann weit unter Mittelgröße. Aus dem hinaufgeſchlagenen Kragen ſeines Pelzüberrocks ragt ein ungewöhnlich großer Schädel hervor. Nachdem er ſich aus ſeinen Einhüllungen herausgewickelt, ſtellt ſich der Kleine als ein ziemlich altes Männchen dar mit einem dezidirten Nuß-

knackergesicht, welchem jedoch die Augen viel „Esprit“ verleihen würden, so sie nicht durch große runde Brillengläser verdeckt wären. Er nimmt seinen Hut ab und wischt sich den Schweiß von der Stirne, denn er hat unterwegs mit seinen armen kurzen Beinen verschiedene Barrikaden überklettern und so zu sagen ein „Rennen mit Hindernissen“ mühselig bestehen müssen. Dann folgt er seinem Führer, Herrn de Berthois, zum Arbeitskabinett des Königs. Auf dem Wege dahin streifen, von dorther kommend, zwei Herren an ihm vorüber, fast Ellenbogen an Ellenbogen, Messieurs Guizot und Duchatel, und wie der Kleine sie erkennt, gleitet flüchtig ein sardonisches Lächeln über sein Gesicht, so daß seine Nasenspitze fast mit dem zahnlosen Oberkiefer in Berührung kommt. Im Vorzimmer eilt dem Kleinen Herr de Montalivet entgegen, Intendant der Civilliste, eine Person, welche ganz genau einem durch ein Vergrößerungsglas betrachteten Knaben gleicht. Im Uebrigen ein beflissenster Fartcatcher des vielgepriesenen „Systems“, dessen logische Konsequenz der heutige „Dies irae“. Der geschmeidige Höfling ist

deshalb nicht zu tadeln. Hat doch das gesammte „offizielle" Europa das „System" des Bürgerkönigs als die Quintessenz politischer Weisheit lobgepriesen und zwar mit Recht. Denn es hatte beinahe achtzehn Jahre lang Erfolg gehabt und der Erfolg ist das göttliche goldene Kalb, um welches schon lange nicht mehr nur die „Kinder Israel", sondern auch die „Gojim" vom Aufgang bis zum Niedergang wetteifernd den Ringelreigen tanzen.

„Ah, Monsieur Thiers", sagt Herr de Montalivet, „wir sind höchlich erfreut, Sie hier zu sehen. Freilich, der König erwartete nicht weniger von Ihrer Hingebung. Aber schonen Sie den König." — „Den König schonen? Meine erste Pflicht ist, ihm die Wahrheit zu sagen", versetzt der kleine Nothhelfer, in welchem man zu dieser Stunde einen großen sieht. Was doch Alles die Menschen sich einbilden! Thiers, der Verfasser einer napoleonischen Mythologie in zwanzig dicken Bänden, ein „Wahrheitssager"!*)

*) Von diesem Wahrheitssager erzählt man sich in Zürich folgende charakteristische Geschichte. Zur Zeit, als der berühmte

Wenige Minuten darauf, — um 2 1/2 Uhr — ſtand der napoleoniſche Mythograph und orleaniſtiſche Staatsmann vor dem Sohne Egalité's, welchem der Königstraum, den er vor Zeiten mit Dumouriez in den Feldlagern an der belgiſchen Gränze geträumt hatte, im Juli von 1830 zur Wirklichkeit geworden war, — zu einer Wirklichkeit, die heute wieder zerrinnen ſollte wie ein Traum. Der alte ſchlaue Herr, in deſſen mit einer wohlfriſierten Perücke bedecktem „Birnenkopf" eine ganze Rotte von Reineken ihr Malepartus gegraben hatte, war zu

---

napoleoniſche Mythologe die Schweiz bereiſ'te, beſuchte er auch den bekannten Uetliberg bei Zürich, von deſſen Höhe man einer prächtigen Anſicht der Hochalpen von Appenzell, Glarus, Schwyz, Uri, Unterwalden und Bern genießt. Mr. Thiers erläuterte ſeinem Gefolge das Alpenpanorama, und da er bekanntlich ein ebenſo großer Geograph und Topograph als Stratег, bezeichnete er den Glärniſch als Montblanc. Ein daneben ſtehender Züricher erinnerte beſcheiden und in gutem Franzöſiſch, daß und warum der Montblanc weder vom Uetli noch vom Rigi aus ſichtbar ſei. Aber Mr. Thiers kehrte dem Manne den Rücken, wies mit der Spitze ſeines Feldherrnfingers abermals auf den guten alten Glärniſch und wiederholte: „C'est le Montblanc!"

dieſer Stunde weit entfernt, zu ahnen, daß, lange bevor der Tag zu Ende, ſeines „Bürgerkönigthums“ ganze Macht und Pracht, in einen ſchmutzigen Fiaker verpackt, kläglich-flüchtig davongeſtoben ſein würde. Der vielerfahrene Odyſſeus des Konſtitutionalismus hatte doch zuletzt den Wirkungen des Taumelkelches, welchen Circe Gewalt ihm kredenzte, nicht widerſtehen gekonnt und die boshafte Zauberin hatte ſich demgemäß beeilt, den Reineke der Reineke in einen — es iſt hart und reſpektwidrig zu ſagen, aber wahr — in einen obſtinaten Eſel zu verwandeln. Die Ereigniſſe der zwei letzten Tage hatten zwar dem nahezu Fünfundſiebzigjährigen körperlich tüchtig zugeſetzt — er lag überwacht und ſchachmatt, ganz in Flanell gewickelt, in einem Fauteuil — aber ſie hatten ihn vom Rauſche des Beſitzes der Macht keineswegs ernüchtert. Die Berufung von Thiers, wozu er ſich um Mitternacht entſchloſſen, war ein ſeinem Stolze ſchwer abgerungenes Zugeſtändniß, und als der Gerufene jetzt gemeldet und eingeführt wurde, gab dem Greiſe ſein gekränkter Stolz und ſeine üble Laune die Kraft, raſch aufzuſtehen und den

kleinen Nothhelfer mit den barſchen Worten zu empfangen: „Sie kennen die Sachlage. Ich ließ Herrn Molé rufen. Er will nicht. Ich ſah mich alſo genöthigt, Ihre Dienſte in Anſpruch zu nehmen. Haben Sie ein Miniſterium bei der Hand? Ich brauche auf der Stelle ein ſolches.“

„Sire, ich erwartete nicht, gerufen zu werden, und habe daher keine Miniſterliſte bereit.“ — „Ah ſo! Ja, man ſagt, daß Sie nicht mehr ins Kabinett treten wollten.“ — „Allerdings, Sire, war das meine Abſicht.“ — „Sie müſſen ſich unverweilt nach Kollegen umſehen. Sie kennen das Unliebſame, was ſich vor dem Miniſterium des Auswärtigen begeben hat. Die Regierung kann Nichts dafür, es war ein Zufall, aber die Wirkung eine ſehr unglückliche. Ich muß alſo ein Miniſterium aus der Oppoſition nehmen. Was für Leute werden Sie mir geben? Ich errathe, daß Sie Barrot fordern werden, und habe Nichts dagegen. Er iſt ein guter Menſch, obzwar ein ſchlechter Muſikant, will ſagen Politiker. Aber die Präſidentſchaft des Kabinetts müſſen Sie und darf nicht Barrot übernehmen. Es bedarf der

Festigkeit und ich zähle nur auf Sie." — „Herr de Remusat?" — „Einverstanden." — „Herr Duvergier de Hauranne?" — „Ah, Duvergier?" — „Das ist ein Mann von Festigkeit." — „Von Festigkeit, ja, auf meine Kosten. Doch sei es. Die Herren sind Ihre Freunde, lassen Sie sie kommen. Wir wären also hinsichtlich des Persönlichen im Reinen. Was verlangen Sie in Betreff des Sächlichen?" — „Die Wahlgesetz- und Parlamentsreform ist eine unumgängliche Nothwendigkeit. Ich zwar für meine Person war für die Reform des Wahlgesetzes nie sehr eingenommen. Indessen muß man gestehen, daß der Kreis der Wahlfähigkeit und der Wählbarkeit wirklich ein etwas zu enge gezogener ist. Er gestattet einer allzukleinen Anzahl von Leuten, die Vortheile der Verwaltung auszubeuten." — „Wie, Sie wollen mir also eine enorm große Kammer und eine enorme Wählerschaft geben?" — „Behüte. Fünfzig Deputirte mehr und 150,000 Wähler mehr werden vollkommen genügen." (Und das nannte Herr Thiers dem Könige „die Wahrheit sagen"!) — „Nun, wir wollen sehen." — „Das ist noch nicht Alles." — „Was denn sonst

noch?" — „Mit der gegenwärtigen Kammer können ich und meine Freunde nicht regieren." — „Ah, Sie wollen die Auflösung der Kammer? Niemals! Nein, niemals werde ich dazu meine Einwilligung geben. Niemals! Um keinen Preis!" Und dieß sagend ging der König in höchster Aufregung im Zimmer hin und her. Mühsam sich beherrschend äußerte er dann: „Was ich für den Augenblick brauche, sind Minister. Suchen Sie mir welche! Wir werden uns später wohl verständigen. Ich willige in alle Ihre Forderungen, die Kammerauflösung ausgenommen." — „Diese gerade aber ist das, worauf meine Freunde entschieden bestehen werden." — „Jedenfalls will ich im Moniteur anzeigen, daß ich Sie berufen habe." — „Es wäre zweckdienlich, meinem Namen den von Barrot beizugesellen." — „Gut." Und der König setzte sich an seinen Schreibtisch und ließ sich von Thiers Dieses diktiren: — „Der König hat Herrn Thiers berufen und mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Herr Thiers hat verlangt, sich Herrn Barrot beigesellen zu dürfen, und der König hat diesem Wunsch entsprochen."

So weit war man, als es 3 Uhr schlug. „Wann werden Sie zurückkommen?“ fragte Louis Philipp. „Sire, ich mache mich auf, Minister für Sie zu suchen, und hoffe bis zum Tagesanbruch welche zu finden.“ — „Wohl, bis dahin will ich schlafen. Also zwischen 8 und 9 Uhr?“ — „Wir sind noch nicht einig über den Hauptpunkt.“ — „Das weiß ich.“ — „Selbstverständlich werden wir, falls wir uns nicht mit Ihnen verständigen können, nicht ins Kabinett treten. Wir haben dann freie Hand.“ — „Freilich, freilich, und auch ich habe dann freie Hand.“ Er zog die Klingel, befahl die geschriebene Note in die Druckerei des Moniteur zu senden, und sagte hierauf zu Herrn Thiers, der seine Abschiedsverbeugung machte: „Warten Sie, ich muß Ihnen noch sagen, daß ich Bugeaud zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt habe. Gehen Sie zu ihm, er befindet sich im Generalstabsquartier. Sie werden sich, da er Ihr intimer Freund ist, leicht mit ihm verständigen.“ Thiers schwieg verlegen. „Was haben Sie denn? Man sollte fast glauben, die Ernennung Bugeauds mißfiele Ihnen.“ — „Sire,

ich liebe den Marſchall ſehr und halte ihn für den erſten Krieger unſerer Zeit. Aber, aber . . . die Ernennung Bugeauds iſt ein ſchroffer Widerſpruch zu Ihrer durch die Berufung eines Miniſteriums aus den Reihen der Oppoſition angezeigten Abſicht, die aufgeregte öffentliche Meinung beruhigen zu wollen." — „Sie werden mich doch in einem ſo kritiſchen Augenblicke nicht meines Degens berauben wollen?" — „Nein. Ich will verſuchen, den Marſchall meinen Kollegen annehmlich zu machen."

2.

Beim Weggehen aus dem Schloſſe ſprach Herr Thiers im Generalſtabsquartier vor, welches ſich in dem Pavillon der Tuilerien befand, der, damals noch nicht völlig ausgebaut, an die Rue Rivoli ſtößt. Der halbe Premierminiſter — denn er war noch weit entfernt, ein ganzer zu ſein — vernahm aus Bugeauds Mund Klagen über die Unzulänglichkeit der Streitkräfte und die Unausgiebigkeit der zur Verfügung ſtehenden Munition. Deſſenungeachtet war jedoch

der Marſchall voll Zuverſicht und traf ſeine Anordnungen mit Sicherheit und Beſtimmtheit. Sein guter Muth ermuthigte auch Herrn Thiers, ſo daß der kleine Nothhelfer ziemlich beruhigt auf die Miniſterſuche ging.

Die Zahl der Truppen, über welche Bugeaud verfügte, betrug in runder Summe 25,000 Mann, die Nationalgarde nicht mitgerechnet. Der Marſchall, welchem die Stimmung der Bürgerwehr von Paris nicht unbekannt war, rechnete auch gar nicht auf dieſelbe, ſondern verließ ſich nur auf die Linie, für welche mittelſt Telegrammen Verſtärkungen aus der Hauptſtadt naheliegenden Garniſonen herbeigerufen wurden. Zur Stunde, als Bugeaud in der Nacht den Oberbefehl übernahm, war die Hauptmaſſe ſeiner Streitkräfte in den Höfen und Umgebungen der Tuilerien und des Louvre vereinigt, während ſchwächere Abtheilungen den Platz der Baſtille, das Hotel de Ville, die Polizeipräfektur und das Pantheon beſetzt hielten. Das ganze Centrum der Stadt, der Raum zwiſchen der Rue de la Pair, den Boulevards, der Rue St. Honoré, der Rue Rambuteau und dem Baſtilleplatz, befand ſich in den Händen des Aufſtands,

welcher ſeit der verhängnißvollen Abendſtunde des 23. Februars, wo auf dem Boulevard des Capucines vor dem Hotel Guizots (Miniſterium des Auswärtigen) das eine Reformdemonſtration in eine Revolution verwandelnde Blutbad ſtattgefunden, an Umfang, Energie und Rüſtung unermeßlich gewonnen hatte.

Ah, ſie hatten ſich es Mühe koſten laſſen dieſe Nacht über, die anſtelligen, falkenäugigen, flinkhändigen Barrikadenkünſtler der alten Lutetia, der „ultima ratio regum“ die ultima ratio populorum entgegenzuſtellen: — 1512 nach allen Regeln der Kunſt erbaute Barrikaden, wozu, andere Materialien ungerechnet, 4013 Baumſtämme, und 1,277,000 Pflaſterſteine verwandt worden waren. Im Beſitze dieſer Hunderte von improviſirten Citadellen, ſchickte das Volk von Paris ſich an, die ihm vom Schickſal zugewieſene Rolle, den Nationen vorzuturnen auf dem Turnplatz der Weltgeſchichte, wieder 'mal mit Anſtand, Virtuoſität und Grazie durchzuführen, auf daß abermals erfüllt werde, was von ihm geſchrieben ſteht: —

„O race de Paris . . . . . .
Race ardente à mouvoir du fer ou du pavé!

Mer, dont la grande voix fait trembler sur les trônes
Ainsi que des fiévreux tous les porte-couronnes!
Flot hardi qui trois jours s'en va battre les cieux
Et qui retombe après, plat et silencieux!
Race unique en ce monde! effrayant assemblage
Des élans du jeune homme et de crimes de l'âge!
Race qui joue avec le mal et le trépas,
Le monde entier t'admire et ne te comprend pas!

Die Rieſenarbeit der Nacht hatte, weit entfernt die Körper zu ermüden und die Gemüther zu beruhigen, in den Reihen der Inſurgenten den Argwohn, den Zorn, die Kampfluſt nur geſteigert. Das Erſcheinen des Moniteur am Morgen war nicht geeignet, dieſe Stimmung zu beſchwichtigen. Das Regierungsblatt brachte nämlich in ſeinem nichtamtlichen Theil die nebelige Notiz von der bevorſtehenden Einſetzung eines Miniſteriums Thiers-Barrot, in ſeinem amtlichen dagegen die Anzeige, daß der Oberbefehl über die Linie und die Nationalgarde dem Marſchall Duc d'Iſly gegeben worden ſei. „Was? — ſchrieen die Barrikadenmänner — Bugeaud? Der Kartätſcher von der Rue Transnonain, der das Blut des Volkes wie Waſſer vergoſſen hat, der Henkersknecht des Syſtems, deſſen Sophiſt und Jeſuit

Guizot iſt! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen iſt. Weg damit und „aux armes, citoyens!“ Noch erhob ſich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Maſſen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeſtändniſſe im Sinne der Reform zu beſchwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen geweſen wären. Aber mit jeder in dieſem Sinne unbenutzt verfließenden Stunde, Viertelſtunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, würde eine zum Aeußerſten entſchloſſene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Kataſtrophe. Auf den Stirnen republikaniſcher Führer begann Heiterkeit zu ſchimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu ſpielen: — ſie ſpürten in allen Fibern, daß dieſer Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig geweſen, das Feld, auf welchem er dem Volke die vorausſichtlich bevorſtehende Schlacht liefern wollte, zu

prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: — die Boulevards und die Seine-quais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Bastilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitsammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Militärschule, das Palais Bourbon (Sitzungslokal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfektur und das Pantheon. Der Marschall hatte beschlossen, einen Angriff von Seiten der Insurrektion nicht erst abzuwarten, sondern demselben durch angriffsweises Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschkolonnen. Die erste derselben sollte, geführt vom General Sebastiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hotel de Ville vordringen, wohin sie auch, um 5 Uhr vom Carrouselplatz abmarschirend, um 7 Uhr wirklich gelangte. Die zweite Kolonne marschirte

Guizot iſt! Daran erkennen wir, was an allen den Reformverheißungen iſt. Weg damit und „aux armes, citoyens!“ Noch erhob ſich nirgends der Ruf: „Vive la république!“ und es unterliegt keinem Zweifel, daß noch am Morgen des 24. Februars die Maſſen durch etliche zeitgemäße und ehrliche Zugeſtändniſſe im Sinne der Reform zu beſchwichtigen, zu befriedigen und zu gewinnen geweſen wären. Aber mit jeder in dieſem Sinne unbenutzt verfließenden Stunde, Viertelſtunde, Minute wurde die Haltung des Volkes eine drohendere, wurde eine zum Aeußerſten entſchloſſene. Sehende Augen und hörende Ohren merkten das Herannahen einer gewaltigen Kataſtrophe. Auf den Stirnen republikaniſcher Führer begann Heiterkeit zu ſchimmern und um ihre Lippen ein Hoffnungslächeln zu ſpielen: — ſie ſpürten in allen Fibern, daß dieſer Tag die Möglichkeit bringen könnte, vielleicht bringen müßte, den großen Würfelwurf zu wagen.

Derweil war Bugeaud auch nicht müßig geweſen, das Feld, auf welchem er dem Volke die vorausſichtlich bevorſtehende Schlacht liefern wollte, zu

prüfen und die Stellungen seiner Streitkräfte darauf zu bezeichnen. Zwei große Linien markirten sein strategisches Terrain: — die Boulevards und die Seine-quais. Auf dem rechten Ufer des Stroms mußten als wichtige Punkte im Auge behalten werden das Schloß, das Hotel de Ville, die Bank, die Place des Victoires und weiterhin der Concordeplatz und Bastilleplatz, in der Mitte der Boulevardsbogenlinie durch die Porte Saint-Denis mitsammen verbunden; auf dem linken Ufer ebenso der Invalidenpalast und die Militärschule, das Palais Bourbon (Sitzungslokal der Deputirtenkammer), die Polizeipräfektur und das Pantheon. Der Marschall hatte beschlossen, einen Angriff von Seiten der Insurrektion nicht erst abzuwarten, sondern demselben durch angriffsweises Vorgehen zuvorzukommen. Demzufolge organisirte er vier Marschkolonnen. Die erste derselben sollte, geführt vom General Sebastiani, durch die Straßen Saint-Honoré, des Prouvaires und Rambuteau zum Hotel de Ville vordringen, wohin sie auch, um 5 Uhr vom Carrouselplatz abmarschirend, um 7 Uhr wirklich gelangte. Die zweite Kolonne marschirte

unter Führung des Generals Bedeau um 5 ½ Uhr von den Tuilerien ab und hatte die Aufgabe, durch die Straßen Richelieu, Vivienne, Feydeau, Montmartre nach den Boulevards und dieſe entlang auf den Baſtilleplatz zu gelangen. Die dritte Kolonne ſetzte ſich, befehligt vom Oberſt Brunet, gegen 6 Uhr in Bewegung, um, durch die Straßen Saints-Pères, Jakob, de Seine, Tournon und Saint-Dominique marſchirend, den beim Pantheon ſtehenden General Renault zu verſtärken. Die Führer dieſer Angriffskolonnen hatten Befehl, alle Barrikaden auf ihrem Wege mit Sturm zu nehmen und jeden ihnen begegnenden Widerſtand energiſch niederzuſchlagen. Eine vierte Kolonne behielt Bugeaud unter ſeiner eigenen Hand. Er wollte damit im Rücken der zwei erſten operiren, um jede Wiederherſtellung der genommenen und zerſtörten Barrikaden zu verhindern. Ein fünftes Geſchwader endlich ſollte unter dem Befehl des Generals Rulhières als Reſerve auf dem Carrouſelplatze zurückbleiben. Von der Nationalgarde glaubte der Marſchall bei ſeinen Anordnungen ganz abſehen zu dürfen. Ein ſchwerer Irrthum!

Denn die Reformſtimmung der überwiegenden Mehrheit der Bürgerwehr machte die „Bärenmützen“ mit den „Blouſen“ ſympathiſiren und das Erſcheinen der erſteren an der Seite der letzteren verdoppelte und verdreifachte die Unluſt der Soldaten, ausdauernd und rückſichtslos für das Julikönigthum ſich zu ſchlagen. Für dieſes wurden, wie ſo oft für ſtürzende Gewalten, jetzt ſogar ſeine guten Seiten zu Untergangsmotiven. Unter dieſen guten Seiten hatte Louis Philipps ſtandhafte Friedensliebe die erſte Stelle eingenommen, eine Tugend, in welcher die Gloire-, Beute- und Avancementſucht der Armee nur ein Laſter ſah. In ihren Reihen war der „Roi-Bourgeois“ längſt entpopulariſirt und, Alles zuſammengehalten, war demnach zum energiſchen Schlagen für das Beſtehende von der ganzen bewaffneten Macht nur die „Munizipalgarde“ entſchloſſen, ein aus Unteroffizieren gebildetes Korps, die Blüthe der Schnauzbartordonnanz und Säbelbrutalität.

Trotz Alledem wiegte ſich Bugeaud, den Grad der Entſchloſſenheit, Thatkraft und Rückſichtsloſigkeit Anderer, namentlich des Königs, an dem ſeiner

eigenen meſſend, in der trügeriſchen Hoffnung eines Triumphs, deſſen er zum Voraus genoß. Denn nachdem er ſeine Angriffskolonnen in Marſch gebracht hatte, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an Herrn Thiers: — „Schon lange hab' ich vorhergeſehen, mein Freund, daß wir Beide berufen werden würden, die Monarchie zu retten. Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich habe meine Schiffe verbrannt. Sowie ich die Emeute beſiegt haben werde — und wir werden ſie beſiegen, denn die Läſſigkeit der Nationalgarde und der Mangel an Unterſtützung von dieſer Seite ſollen mich nicht aufhalten — will ich gern als Kriegsminiſter in das von Ihnen gebildete neue Miniſterium eintreten, falls meine angebliche Unpopularität kein unüberſteigliches Hinderniß ausmacht“ . . . Eine faſt ins Komiſche fallende Probe menſchlicher Selbſttäuſchung fürwahr! Längſtens zwei Stunden nach Niederſchreiben dieſer Zeilen war die „Emeute“ entſchieden obenauf und in unwiderſtehlichem Vorſchritt zum Siegesziel begriffen. Zu dieſer Stunde geſchah auch ein Zeichen, welches in den Straßenkämpfen von Paris ſtets als eines der Ausſchlag

gebenden gegolten hat. Die Zöglinge der polytechnischen Schule erklärten dem Chef der Anstalt, daß sie sich an dem Aufstand betheiligen wollten und würden, zogen ihre Uniformen an, bewaffneten sich und eilten scharenweise nach den verschiedenen Kampfplätzen, um sich in die Bewegung zu werfen, deren Wogen von Minute zu Minute höher und höher gingen. Schon befanden sich wichtige strategische Punkte, z. B. die Porte Saint-Denis, der Siegesplatz, fünf Kasernen und außerdem die Mehrzahl der Mairien, in den Händen des kämpfenden Volkes, andere waren dicht von demselben eingeengt. Mehr und mehr sahen sich die operirenden Truppenkörper von einander abgeschnitten und, ermattet, hungrig und kampfunlustig, wie sie waren, immer hülfloser in das ungeheure Straßennetz verstrickt, dessen Maschenknoten Barrikaden.

3.

Inzwischen hatte Herr Thiers sich außer Athem gelaufen, um mittelst Findung von Ministern das

Verhängniß abzuwenden. Es ist ja, wie Wissenden wohlbekannt, eine der Hauptziffern im Hereneinmal-eins des Konstitutionalismus, mittelst eines gelegentlichen Wechsels der Personen den Dupes von Völkern die Phantasmagorie eines Wechsels der Sachen vorzugaukeln. Der kleine Nothhelfer mit der großen Brille hatte es glücklich dahin gebracht, die Chefs der Linken und des linken Centrums der Deputirtenkammer in seiner Wohnung zu versammeln und diese Herren – Barrot, Remusat, Duvergier de Hauranne, Beaumont, Lamoricière — zur Annahme von Ministerposten zu bestimmen. Man wollte auch noch die Führer des sogenannten „tiers parti", die Herren Passy und Dufaure, sowie Barrots Freund Billault, mit in das neue Kabinett ziehen; allein alle Drei lehnten ab. Eben waren die übrigen Ministerschaftskandidaten übereingekommen, zwischen 7 und 8 Uhr in das Schloß sich zu begeben, als Monsieur de Reims, der Sekretär von Thiers, eilends eintrat. Er war auf Kundschaft ausgewesen und hatte die Neuigkeit der Ernennung eines Ministeriums Thiers-Barrot auf das Bureau des „National" gebracht. „Das

genügt nicht," hatte ihm dort der Chefredakteur Marraſt zur Antwort gegeben. „Die Abdankung des Königs vor Mittag! Nach Mittag würde es zu ſpät ſein . . ." Zu ſpät! Wie ſo oft ſchon iſt dieſes Schickſalswort erſchollen als ein Weltgerichtsposaunenton und wie ſelten iſt es gehört, beachtet und verſtanden worden! Auch die bei Herrn Thiers verſammelten Matadore des Liberalismus verſtanden es nicht. „Parbleu — ſagte Duvergier de Hauranne ſpöttiſch — Citoyen Marraſt predigt für ſeine Heilige." Ein den Gedanken einer Möglichkeit der Republik weit wegwerfender Witz, welcher ein beifällig zuſtimmendes Lächeln hervorrief.

Freilich, auf ihrem Wege nach den Tuilerien hatten die Herrn ſattſam Gelegenheit, zu bemerken, der Aufſtand habe eine ſolche Geſtalt angenommen, daß ihm mit den ordinären konſtitutionellen Eskamotage-Manipulationen nur noch ſehr ſchwer würde beizukommen ſein. Namentlich Herr Barrot war durch das, was er unterwegs geſehen und gehört, ſo ſtutzig geworden, daß er, mit ſeinen Begleitern gegen 8 Uhr am Gitter des Schloßhofes angelangt, inne-

hielt und erklärte: „Ich kann nicht weiter gehen. Der Name des Marſchalls Bugeaud macht den Kampf unvermeidlich und eine Kataſtrophe wahrſcheinlich. Ich ziehe mich zurück.“ Worauf Thiers den Muthloſen bephraſete: „Ich leugne die Gefahr nicht. Aber dürfen wir dem Könige ſeinen Degen entreißen? Können wir einen Marſchall von Frankreich vom Pferde ſteigen machen?“ Herr Barrot gab nach . . . Im Palaſthof traten den Ankommenden die Herzöge von Nemours und von Montpenſier entgegen, beide, beſonders der jüngere der Prinzen, ſehr bewegt. „Es iſt troſtlos,“ klagte er. „Alle Mittel erweiſen ſich als machtlos. Die Lage der Truppen iſt furchtbar. Sie verſinken im Koth und es mangelt ihnen an Schießbedarf.“ . . . Man erfuhr, der König ſchliefe noch, und bis er geweckt würde und bereit wäre, die Miniſterkandidaten zu empfangen, begab ſich Herr Thiers mit dem Duc de Nemours nach dem Generalſtabsquartier. Er fand daſelbſt, daß der Marſchall bei Weitem nicht mehr ſo zuverläſſig war, wie derſelbe noch vor wenigen Stunden geweſen. Bugeaud beklagte ſich bitter über die unzu-

reichende Truppenzahl, wie auch über den Mangel an Munition und Lebensmitteln, und kaum hatte Herr Thiers, nachdem er wenige Worte über die Gefahr der Lage mit dem Marschall gewechselt, das Generalstabsquartier wieder verlassen, als ein angesehener Bürger, Monsieur Fauvelle, die Treppe zu demselben athemlos hinaneilte und dem Marschall und seinen Offizieren ohne Umstände zurief, das einzige Mittel, ein Aeußerstes, d. h. den Umsturz des Thrones zu verhüten, sei, die von den Tuilerien ausgezogenen Truppen auf der Stelle dahin zurückzuziehen, die Einstellung des Feuers zu befehlen und die Nationalgarde mit der Wiederherstellung der Ordnung zu betrauen. Obzwar von Bugeaud wachtstübisch barsch angeschnauzt, wußte der unerschrockene Mann, dessen Nachrichten auch von anderen Seiten her bestätigt wurden, seinen Worten doch ein solches Gewicht zu geben, daß der Marschall, nach geflügelter Berathung mit dem Duc de Nemours, Herrn Fauvelle zu Handen des Generals Bedeau den schriftlichen Befehl zustellte: „Lassen Sie das Schießen überall einstellen und die Nationalgarde

den Sicherheitsdienſt übernehmen. Laſſen Sie Worte der Verſöhnung vernehmen und ziehen Sie ſich nach dem Carrouſelplatz zurück“ .... Es war 9 Uhr, als Bedeau dieſe Ordre empfing. Zu ſpät!

Derweil waren Thiers, Barrot und ihre Begleiter in das Kabinett des Königs eingeführt worden. Der greiſe Monarch, durch etliche Stunden Schlaf neu geſtärkt, empfing ſie mit der gewohnten Lebhaftigkeit ſeiner Manieren und auf Herrn Thiers zugehend ſagte er: „Nun wohl, mein lieber Miniſter“ — „Sire, wir kommen, eine Verſtändigung mit Ihnen zu verſuchen; aber noch ſind wir nicht Miniſter.“ — „Sie ſollen es ſofort ſein. Was iſt zu thun?“ — „Man weiß in Paris noch nicht offiziell, daß Sie uns berufen haben.“ Ueberraſcht und beunruhigt, ließ Louis Philipp ſeinen Kabinettsſekretär Fain rufen und dieſer übergab ihm einen Brief vom Polizeipräfekten, welcher meldete, daß er in der Polizeipräfektur blockirt und nicht ein einziger ſeiner Agenten im Stande geweſen ſei, die amtliche Beſtätigung der Nachricht von der Berufung eines Miniſteriums Thiers-Barrot zu verbreiten. „Das

iſt troſtlos!“ ſagte der König. Herr Barrot nahm nun das Wort, um zu erklären, daß die Oberbefehlshaberſchaft Bugeauds die Beruhigung der Gemüther zu einer Unmöglichkeit mache, wozu Herr Thiers bemerkte, man müſſe allerdings jeden weiteren Zuſammenſtoß zu vermeiden ſuchen; allein die Entfernung des Marſchalls von dem Oberkommando ſei in dieſem Augenblicke unräthlich und deßhalb ſchlage er vor, dem Namen deſſelben einen populäreren beizugeſellen, z. B. den des Generals Lamoricière. „Vortrefflich!“ ſagte der König. „Aber nur Sie, mein lieber Thiers, können den Marſchall dieſe Pille verſchlucken machen.“ Und ſo ſprechend verſchwand er für etliche Minuten in ein anſtoßendes Zimmer. Als er zurückkam, hob Barrot wieder an: „Sire, die Auflöſung der Kammer.“ — „Die Auflöſung? Um keinen Preis. Niemals!“ Und mit großen Schritten ging er in dem Kabinett auf und ab, um dann abermals in das anſtoßende Gemach zu gleiten. Dies wiederholte ſich noch einmal, als auch Herr Duvergier mit Beſtimmtheit erklärt hatte: „Die Auflöſung der Kammer iſt unbedingt nöthig.“

Der König, durch die Seitenthüre hereintretend sagte abermals mit äußerster Heftigkeit sein „Niemals! Niemals!“ her, was die liberalen Notabilitäten um so mehr reizte und erbitterte, als sie beim Oeffnen und Wiederöffnen der Thüre zum Nebengemach in diesem das wohlbekannte Gesicht des Herrn Guizot erblickt hatten. Der König suchte und befolgte also noch immer die Rathschläge seines abgedankten Ministers? Sollten die Führer der parlamentarischen Opposition demnach bloße Nothbehelfshampelmänner für den Augenblick sein?

Diese Frage und andere noch blieben einstweilen in der Schwebe, weil für nöthig befunden ward, vor Allem den Marschall die „Pille“ hinunterschlucken zu machen. Die liberalen Herren begaben sich zu diesem Ende nach dem Generalstabsquartier, woselbst nach kurzer Verhandlung mit Bugeaud ausgemacht wurde, daß Lamoricière das Kommando der Nationalgarde übernehmen sollte, und ferner, daß der genannte General und Herr Barrot sich in die Barrikadenquartiere begeben und die Wirksamkeit ihrer Namen und ihrer Beredtsamkeit zur Beschwichtigung der Gemüther aufbie-

[redacted] Kammer wird aufgelöst und an das [redacted]irt. Der General Lamoricière ist zum [redacted] der Nationalgarde ernannt. Die Un[redacted] sind Minister. Thiers, Barrot, Lamo[redacted], Duvergier de Hauranne. Freiheit, Ordnung und Reform!"

Zu spät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieses Manifest rasch und massenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Presse und es ist ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieser Gelegenheit ausgestoßenen Phrase gewesen: „Aus Mangel einer Druckerpresse geht die Monarchie zu Grunde!"

4.

Und sie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltsam Stein nach Stein aus dem mit dem [redacted]ätzigen Mörtel der Korruption [redacted] Ge[redacted] Louis-Philippismus.

Herrn Thiers die raſchen Worte richtete: „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Man muß auf der Stelle das neue Miniſterium, die Auflöſung der Kammer u. ſ. w. proklamiren.“ — „Ich weiß es, aber wir können Nichts erlangen.“

Endlich, nach einer bangen Viertelſtunde, kam der Duc zurück. „Der König — meldete er — willigt in die Auflöſung der Kammer und bevollmächtigt ſeine neuen Miniſter, dies in einer Proklamation zu verkünden, aber unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit und ohne daß ſein Name dareingemiſcht wird.“ Was war nun das wieder für ein Schlupfloch des Königs Reineke? Aber der Augenblick drängte zu ſehr, als daß man ſich um dieſe Fuchſerei hätte kümmern können oder wollen, und demnach ward eiligſt folgende Proklamation verfaßt: —

„Paris, 24. Februar, 10 Uhr Morgens.

Bürger von Paris! Der Befehl, das Feuer überall einzuſtellen, iſt gegeben. Wir ſind vom Könige mit der Bildung eines neuen Miniſteriums

betraut. Die Kammer wird aufgelöſ't und an das Land appellirt. Der General Lamoricière iſt zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt. Die Unterzeichneten ſind Miniſter. Thiers, Barrot, Lamoricière, Duvergier de Hauranne. Freiheit, Ordnung und Reform!"

Zu ſpät!

Man hatte nicht einmal die Mittel, dieſes Manifeſt raſch und maſſenhaft durch den Druck zu vervielfältigen. Es gab in den Tuilerien keine Preſſe und es iſt ein Zehntel Wahrheit in der von Emile de Girardin bei dieſer Gelegenheit ausgeſtoßenen Phraſe geweſen: „Aus Mangel einer Druckerpreſſe geht die Monarchie zu Grunde!"

4.

Und ſie ging zu Grunde. Schon bröckelte unaufhaltſam Stein nach Stein aus dem mit dem ſchmutzigen Mörtel der Korruption gemauerten Gewölbe des Louis-Philippismus.

Die eifrigen Anstrengungen Barrots und Lamoricière's, durch die Geltung ihrer Persönlichkeiten und die Nachdrucksamkeit ihrer Versicherungen im Sinne einer Reformpolitik die Revolution zum Haltmachen auf ihrer Vorschrittsbahn zu bewegen, erwiesen sich bald als fruchtlos ganz und gar. Zwar legte man den beiden Vermittlern, deren Ministerschaft nicht kürzer und nicht länger als eine Stunde währte, anfänglich kein Hinderniß in den Weg. Die Zugänge der Barrikaden öffneten sich vor ihnen und ließen sie hindurch, allein von einer dieser Verschanzungen zur andern steigerte sich merkbar die revolutionäre Stimmung. Die „Blousen", welche, gar nicht spärlich mit „Bärenmützen" untermischt, die erste Barrikade besetzt hielten, riefen: „Nieder mit Bugeaud!" Die Vertheidiger einer zweiten: „Nieder mit Guizot!" Von der Brustwehr einer dritten scholl es schon: „Nieder mit Thiers!" und von der einer vierten gar: „Nieder mit Louis Philipp!" Noch zwar wurde kein: „Vive la république!" laut, aber wenn auf dem Boulevard des Italiens die konstitutionelle Phraseologie Barrots noch ihre Wirkung

that, so versagte diese weiterhin bei der Porte Saint-Denis gänzlich. Hier erhob sich eine ungeheure Barrikade, auf deren Brustwehr eine rothe Fahne flatterte. Die Vertheidiger dieser Barrikade gaben, als der liberale Schönredner vortrat und zu gestikuliren anhob, ihre Stimmung und Gesinnung sehr deutlich zu erkennen: — sie schlugen die Gewehre auf ihn an. Dann erhob sich wie Meeresgebrause der wilde Ruf: „A bas Louis-Philippe! Aux Tuileries! aux Tuileries!“ und die Friedensstifter sahen sich von einer drohenden Volksmasse umflutet. Ihr Unternehmen war fehlgeschlagen. Sie mußten umkehren, und in der Rue de la Paix angelangt, trat Odilon Barrot niedergedrückt und erschöpft in sein Haus, wo er eine Menge seiner Bekannten versammelt fand. Darunter auch Herrn Garnier-Pagés, welcher zu dem gänzlich Entmuthigten sagte: „Man muß rasch vorgehen, Barrot, wenn uns die Ereignisse nicht überholen sollen. Heute sind Sie an der Reihe“ — (d. h. gewesen) — „morgen werden meine Freunde und ich es sein, übermorgen ist es Ledru-Rollin.“ Genau zu derselben Stunde

that der Letztgenannte im Konferenzsal des Palais Bourbon zu einer Anzahl orleanistischer Deputirten die Aeußerung: „Sie haben keine Zeit zu verlieren, Messieurs. Falls binnen einer Stunde die Abdankung des Königs und die Regentschaft (für den minderjährigen Grafen von Paris) nicht proklamirt ist, wird das Volk hieherkommen, die Kammer sprengen und die Revolution zu einer vollständigen machen."

Also auch einer der vorragendsten Führer der republikanischen Partei ging dermalen noch nicht weiter als bis zur Abdankung des Königs. Der um Barrot versammelte Kreis wollte aber in seiner Mehrzahl von diesem „Aeußersten" Nichts wissen, und nachdem sich der Hausherr wieder etwas erholt hatte, machte er sich, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, auf, um sich im Ministerium des Innern zu installiren. Dem Reiz einer Ministerschaft vermögen Leute von der Sorte des Herrn Barrot, d. h. von der Sorte der „korrekten" Liberalen, vermögen die „Staatsmänner" der „Mittelparteien" unter keinen Umständen zu widerstehen, und nachdem es ihm nicht gelungen, der Minister Louis Philipps zu

sein, hat Herr Barrot sich, wie bekannt, möglichst beeilt, der Minister Louis Bonaparte's zu werden ...

In Wahrheit, als es gegen Mittag zu ging, mußte es von allen im Sinne des Verbleibens von Louis Philipp auf dem Throne gemachten Zugeständnissen heißen: Zu spät! Aber war es denn nicht möglich, zu dieser Zeit noch mit Gewalt, mit rücksichtsloser Anwendung aller militärischen Kräfte und Mittel die Revolution niederzuschmettern? Diese Frage ist häufig gestellt und selbst von nicht unkundigen Leuten bejahend beantwortet worden. Der Aufstand, wurde gesagt, verdankte seinen Sieg nur der Milde oder, wenn man will, der Schwäche des greisen Königs; denn Bugeaud hatte Alles in Bereitschaft, die Insurrektion bis zum letzten Funken im Blute der Insurgenten zu ersticken. Dem aus der unbefangenen Anschauung der Sachlage entspringenden kühlen Urtheil vermag jedoch diese Behauptung nicht standzuhalten. Es ist wahr, die Hartnäckigkeit, womit Louis Philipp an der Behauptung seiner Gewalt hing, war weiter Nichts als eine impotente Altersgrille; es fehlte ihr jedes thatkräftige Wollen, jeder

mannhafte Entſchluß und der alte Mann war in ein klägliches Schwanken, in ein mitleidswerthes Tappen und Taſten verfallen, in einen Nachlaß der Natur, welchem ſo ein Aeußerſtes abzuringen, wie z. B. das Bombardement der Hauptſtadt von den Forts aus geweſen wäre, nicht nur eine moraliſche, ſondern auch eine phyſiſche Unmöglichkeit war. Aber geſetzt auch, der König wäre grauſam genug geweſen — er war bekanntlich überhaupt nicht grauſam — den „Schlächter von der Straße Transnonain" ſein altes Handwerk wieder treiben und zwar im weiteſten Umfange treiben zu laſſen, die Situation war ſchon ſo, daß der Marſchall Wenig oder Nichts ausrichten konnte. Die Nationalgarde wollte ſich für die Reform und die Linie wollte ſich nicht gegen die Bürgerwehr ſchlagen. Das war der Entſcheidungsknoten. Der Rückzugsbefehl hatte vollends die abgemüdeten, hungernden und verdroſſenen Soldaten wie man zu ſagen pflegt „demoraliſirt" d. h. ihren Widerwillen, als willen- und herzloſe Mordmaſchinen gegen das Volk ſich gebrauchen zu laſſen, geſteigert. Dazu kam die

nicht „angebliche", sondern sehr wirkliche Unpopularität Bugeaud's, welche einen Theil seiner Thätigkeit von vornherein lahmlegte. Der von seinem vergeblichen Ausflug nach den Boulevards ins Schloß zurückgekehrte General Lamoricière verschwieg dem Marschall die entschiedene Wider-Bugeaud-Stimmung der Bevölkerung nicht und der Duc d'Isly mußte endlich wohl daran glauben, da er gerade zuvor in eigener Person einen sehr sprechenden Beweis dafür erhalten hatte. Als er nämlich vorhin zwei in der Rue Rivoli aufgestellte Bataillone der zweiten Bürgerwehrlegion mustern gegangen, hatten ihm Offiziere und Mannschaft den Gehorsam verweigert und geradeheraus erklärt: „Herr Marschall, die Nationalgarde will von Ihnen Nichts wissen!"

Nein, nein, die rollenden Wogen der Flut waren nicht mehr aufzuhalten. Um $11^1/_4$ Uhr befand sich das Hotel de Ville, allzeit das Hauptziel der Kämpferin und das Prätorium der Siegerin Revolution, mit seinen Umgebungen in den Händen des Volkes. Dann fiel auf beiden Seiten des Flusses ein wichtiger Punkt nach dem andern der vor-

ſchreitenden Inſurrektion anheim, während da und dort eine Truppe von Soldaten kapitulirte und die Ueberreſte der am Morgen von den Tuilerien ausgeſandten Kolonnen mühſam in die nächſten Umgebungen des Schloſſes ſich zurückzogen. Nur da und dort noch hielten Abtheilungen der verbiſſenen Munizipalgarde das Gefecht lebhaft aufrecht. Sonſt wälzte ſich der Blouſenſtrom mehr oder weniger raſch den zurückweichenden Truppen nach, durch die Rue Vivienne auf das Palais Royal, die Boulevards entlang auf die Place de la Concorde, durch die Rue Rivoli und den rechten Seinequai hinab auf die Tuilerien, den linken entlang auf das Palais Bourbon zu.

Um die zwei letztgenannten Bauwerke, um das Schloß und die Deputirtenkammer her ſchürzten ſich die Entwicklungsknoten des großen Tagesdrama's enger und enger. Bald wird die ausberſtende Kataſtrophe dort den Königsthron umſtürzen und hier die Republik improviſiren oder wenigſtens die bereits auf den Barrikaden improviſirte anerkennen.

Denn ſchon ſchwankte das Schiff des Louis-

Philippismus ſo bedrohlich im brauſenden Sturm, daß es den Ratten an der Zeit ſchien, nach Rattenart zu thun. Auch Premier-Ratte Guizot fand es jetzo rathſam, das Schloß zu verlaſſen. Er begab ſich zu ſeinem Kollegen Duchatel, wo es aber bald auch nicht mehr geheuer war. Unter dem Schutz und Schirm der reſoluten Madame Duchatel entflohen die beiden Miniſter dem heranbrandenden Volkszorn und fanden zuerſt in der Rue Vanneau eine Zuflucht. In der folgenden Nacht rettete ſich Guizot in ein mehr Sicherheit verſprechendes Aſyl, indem er als Frauenzimmer verkleidet — mag ſich allerliebſt ausgenommen haben, der ſteifleinene Profeſſor der Korruptologie! — zu ſeiner Freundin Madame de Mirbel trippelte.

5.

Zur gewohnten Frühſtückszeit verſammeln ſich die in Paris anweſenden Mitglieder der königlichen

Familie im Speiſeſaal des Schloſſes. Louis Philipp, obzwar etwas aufgeregt, war weit entfernt, zu ahnen, daß er der letzten Mahlzeit der Seinigen in den Tuilerien vorzuſitzen im Begriffe ſei. Er wähnte ſich einſtweilen hinter dem Schilde der angeblichen Popularität von Leuten wie Thiers und Barrot geborgen, er bildete ſich ein, es würde und müßte ein aus den Reihen der „dynaſtiſchen Oppoſition" gewähltes Miniſterium zwiſchen ſeinem Thron und der Emeute eine unüberſteigliche Schranke aufrichten. Und doch war der verblendete alte Mann inmitten einer Revolution aufgewachſen und konnte, mußte gelernt haben, wie raſch Revolutionen marſchiren. Doch die Menſchen wollten und wollen ja nie und nirgends Weisheit lernen, ſondern nur Dummheiten, und wie ſollte die altjungferſäuerliche, herbäugige, bitterzungige Magiſterin Erfahrung gegen die verführeriſch geſchminkte und geſchmückte, honigſüß liſpelnde Buhlerin Illuſion aufkommen können?

Aber ſie, „la vierge fougueuse, enfant de la Bastille," ſie zaudert nicht, ihr Herannahen recht

merkbar kundzuthun. In dem Augenblick, wo der König seinen Platz an der Frühstückstafel einnimmt und seine Familie nach gewohnter Ordnung um den Tisch sich reihen will, schlägt der Widerhall rasch sich folgender Gewehrsalven vom Tuileriengarten her an die Fenster. Es ist das Gekrache der Schüsse, womit die vom Madeleine-Platz durch die Rue Royale nach dem Concorde-Platz flutende Volksmasse von der am letztgenannten Ort aufgestellten Munizipalgarde empfangen wurde. Wenige Sekunden darauf treten die Herren Remusat und Duvergier mit verstörten Mienen ein. Die Königin, bleich, die Augen durch Schlaflosigkeit geröthet, Blicke der Beunruhigung und des Argwohns umherwerfend, ruft den Eintretenden entgegen: „Hat sich etwas Ernsthafteres ereignet?“ Die arme Frau! In der Verblendung ihrer absolutistischen Neigungen hatte sie, was diese Tage her in Paris geschehen war, nicht für etwas „Ernsthaftes“ angesehen, sondern nur für eine künstlich zu einem „Skandal“ aufgeblasene „Intrike“ der Herren Thiers, Barrot und Konsorten. In fürstlichen Kreisen ist es nun einmal so herkömm-

lich, ſich den ganzen Prozeß der Weltgeſchichte nur als eine Reihe von „Intriken“ vorſtellen zu können. Dieſe Leute meſſen ja die Größe der Welt mit dem Maaßſtab der eigenen Kleinheit.

Duvergier de Hauranne gibt auf die Frage der Königin Amalie keine Antwort und Herr Remuſat eine ausweichende, zugleich den Ducs de Nemours und de Montpenſier mit den Augen winkend. Die Prinzen ſtehen auf und gehen mit den beiden Herren in einen anſtoßenden Salon. Auch der König erhebt ſich und folgt ihnen. Er trifft Herrn Thiers im Geſpräch mit dem Schwadronschef Laubespin vom Generalſtab. Dieſer Offizier enthüllt die ganze Wahrheit der Sachlage, von welcher er ſich ſoeben mit eigenen Augen überzeugt hat. Das Volk bereits Meiſter des Stadthauſes, wahrſcheinlich bald auch Meiſter des Palais Royal und des Concordeplatzes? Unter ſolchen bedrohlichen Umſtänden darf man nicht zögern, das für die Sicherheit der königlichen Familie Nöthige vorzukehren. Dem König drängt ſich mit einmal die ganze Furchtbarkeit der Gefahr auf. Es wird Befehl gegeben, die Wagen

in Bereitſchaft zu ſetzen. Aber da erſcheint ein Adjutant Bedeau's, welcher General melden läßt, daß er auf ſeinem Rückzug glücklich den Concorde-Platz erreicht habe und daß dieſer, ſowie die Zugänge, von den Truppen in guter Ordnung beſetzt gehalten würden. Sofort erſcheint die Frage der Flucht nicht mehr als eine brennende. Herr Thiers jedoch bleibt unruhig und kann weder, noch will er ſeine Unruhe verbergen. „Was iſt Ihre Meinung?“ fragt ihn Louis Philipp. Der kleine Nothhelfer, welcher gern ein großer werden möchte und es doch nicht dazu bringt, zieht ſeine Uhr und ſagt gewichtig: „Binnen zwei Stunden werden wir ſammt und ſonders verſchluckt ſein (nous serons tous engloutis). Wenn ich Meiſter wäre.“ — „Was würden Sie thun?“ — „Das Wachſen der Bewegung ſeit heute früh machte alle Vorausſicht zu Schanden. Mit den wenigen Streitkräften, die wir haben, können wir den Stier nicht bei den Hörnern faſſen, ohne vernichtet zu werden. Wenn ich Meiſter wäre, würde ich mich nach Saint-Cloud zurückziehen, daſelbſt 50—60,000 Mann Truppen um mich ſammeln und nach drei

Tagen an der Spitze dieser Streitmacht wieder in Paris einrücken" .... Das Orakel hat gesprochen, aber leider war sein Spruch nur ein wohlfeiles Plagiat vom Jahre 1830. Hatte nicht vor 17 Jahren und 7 Monaten ein gewisser Karl der Zehnte sich auch in Saint-Cloud gegen die Revolution behaupten wollen und ebenfalls gehofft, binnen etlichen Tagen von dort wieder triumphirend in seine rebellische Hauptstadt einziehen zu können? Nichts Neues unter der Sonne! Die arme, sich heiser sprechende Lehrerin Geschichte lehrt nur, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich thöricht und verstockt, gleich eitel, übermüthig und verzagt waren, sind und sein werden .... „Sie können rechthaben," meint der König, begibt sich in den Speisesal zurück, bespricht sich mit seiner Frau und beschließt — Nichts. Herr Thiers seinerseits eilt zum Marschall Bugeaud, welcher — so weit ist seine Siegeszuversicht herunter — den Plan seines Freundes sogleich billigt und ein Bataillon Truppen in den Tuileriengarten sendet, um den Abzug der königlichen Familie zu decken.

Im Speisesale verblaßte jetzo — es war 11

Uhr — eine nackensteife und grandezzahafte Aja Etikette mehr und mehr zu einem bloßen Schemen und bald zu gar Nichts. Denn siehe, das große Chaos draußen fand ein kleines, aber hinlänglich tumultuarisches Abbild im Innern des Palastes und der königlichen Gemächer. Da war in Gegenwart der Königsfamilie selbst ein immer formloseres Kommen und Gehen, ein buntes Durcheinanderschwatzen, ein geräuschvolles Wirrsal von Botschaften und Rathschlägen. Jeder wollte auskramen, was er für weise hielt; zu helfen wußte Keiner. Bei der leidenschaftlich bewegten Königin fand der nicht so fast verwegene als vielmehr verrückte Rath, die Tuilerien zu einer bis auf den letzten Mann und bis auf die letzte Patrone zu vertheidigenden Festung des Julikönigthums zu machen, großen Anklang. „Sire — sagte sie zu ihrem Gemahl — ziehen Sie Ihre Uniform an, steigen Sie zu Pferde, elektrisiren Sie durch Ihre Gegenwart und Ihre Worte die Truppen und die Nationalgarde und sterben Sie, so es sein muß, für Ihre Ehre und Ihren Thron!“

Der alte Mann, dessen Hartnäckigkeit binnen

wenigen Stunden in Willenloſigkeit umgeſchlagen war, that, wie ihm geſagt worden. Er zog ſeine gewohnte Generallieutenantsuniform der Nationalgarde an, ließ ſich das große Band der Ehrenlegion überhängen und ſtieg drunten zu Pferde, um die auf dem Carrouſelplatze aufgeſtellten Streitkräfte zu „elektriſiren“. Die Mitte des Platzes hatten 4000 Mann Linie inne mit 16 Stücken Geſchütz. An dem Gitter, welches den Raum von dem Tuilerienhof trennt, war ein Bataillon Bürgerwehr von der 1. Legion aufmarſchirt. Ein Bataillon von der 4. Legion und ein weiteres von der 10. ſtanden, die Front gegen das Schloß gekehrt, auf der entgegengeſetzten Seite in Schlachtordnung. Seine zwei Söhne, der Marſchall Bugeaud, die Generale Lamoricière, Trézel, Rulhières, Delarue und verſchiedene Adjutanten folgten zu Pferde, die Herren Thiers und Remuſat zu Fuße dem König. Er ritt langſam vor und ſeine ſchlaffen, bekümmerten Züge waren weit mehr geeignet, das Mitleid anzuſprechen als irgend Jemand zu „elektriſiren“. Er traf zuerſt auf das Bürgerwehrbataillon von der 1. Legion, wel-

ches ihn mit dem Ruf: „Vive la réforme!“ empfing. Louis Philipp, deſſen Bewegungen ſeine Frau, ſeine Töchter und Schwiegertöchter droben an den offenen Fenſtern des Palaſtes ängſtlich verfolgten, näherte ſich dem Kommandanten des Bataillons und ſagte demſelbem: „Sie können Ihren Leuten die Verſicherung geben, daß ſie die Reform haben werden. Ich würde dieſelbe ſchon früher bewilligt haben, hätte ich gewußt, daß ſie von der Nationalgarde ſo lebhaft gewünſcht wird.“ Das Bataillon von der 10. Legion erhob denſelben Reformruf und erhielt dieſelbe Antwort. Als ſich jedoch der König dem Bataillon von der 4. Legion näherte, ward ihm ein drohenderer Empfang. „Hoch die Reform und nieder die Miniſter!“ — Man ließ ihn nicht weiter ſprechen. Geſchrei erſtickte ſeine Stimme. Die Offiziere der Bürgerwehr ſchwenkten ihre Degen, die Gemeinen ihre Gewehre und beide vereinigten ſich zu dem tumultuariſchen und entſchieden feindſeligen Ruf: „Nieder mit dem Syſtem!“

Das Schwergewicht dieſer Demonſtration fiel wahrhaft erdrückend auf den Monarchen. Was, ſeine „Epi-

ciers" verließen ihn? Wie, der „Bourgeois" machte gemeinsame Sache mit der Emeute? Das war ein gegen die Existenz des „Bürgerkönigthums" gefälltes Verdikt. Des alten Mannes Haupt sank auf seine Brust herab. Ohne auch nur einen Blick auf die Linientruppen zu werfen ritt er zurück und beim Eingang zum Pavillon der Flora vom Pferde steigend, sagte er aufseufzend zu Herrn Thiers: „Ah, ich sehe es wohl! Es gilt mir! Alles ist zu Ende!"

6.

Noch war es nicht, aber es ging zu Ende, rasch und immer rascher. Das Schlurfen des Schicksalsschrittes in den Tuilerien war jetzt zum Dröhnen geworden und riesengroß richtete das Verhängniß vor den verzagend-fragenden Blicken sich auf. Auch war das, was jetzt im Schlosse sich abspielte, nicht mehr nur die schmerzliche Agonie eines Königs, sondern vielmehr schon die Agonie des Königthums selbst.

Denn die Republikaner, ermuthigt durch die glänzenden Vorschritte, welche der Aufstand während des Vormittags gemacht, hatten derweil die Entscheidungskarte ausgespielt und schüttelten die Würfel zum großen Wurf. Inmitten des tobenden Straßenkampfes verständigten sich die beiden republikanischen Fraktionen, die Bourgeois-Demokraten vom „National" und die Sozialdemokraten von der „Reform". Die Häuptlinge der Letzteren waren auf dem Redaktionsbureau ihres Organs versammelt. Dorthin kam Martin (von Straßburg) als Bevollmächtigter der Leute vom National. Man wurde rasch einig, den mit Bestimmtheit zu erwartenden vollständigen Volkssieg entschlossen zu benützen, die siegreiche Revolution nicht abermals, wie Anno 1830 geschehen war, durch eine Handvoll Intrikanten eskamotiren zu lassen, und sofort die Mitgliederliste einer provisorischen Regierung aufzusetzen. Man that dies und kam auf folgende Namen überein: — Dupont, Arago, Ledru-Rollin, Flocon, Marie, Marrast, Cremieux, Garnier-Pagés, Lamartine, Blanc. Der Letztgenannte, Louis Blanc, setzte, dem

ſtürmiſchen Verlangen der Volksmaſſen nachgebend, welchen er die Liſte vorlas, noch den Namen des Arbeiters Albert auf dieſelbe und erlangte hiezu die Beiſtimmung der Bourgeois-Republikaner vom National. Dann wurde die Liſte raſch gedruckt und in Menge in die Stadt ausgeworfen. Sie verbreitete ſich telegraphengeſchwind von Barrikade zu Barrikade, von Fenſter zu Fenſter, von Straße zu Straße und wurde von den kampferhitzten Blouſen überall begrüßt und angenommen mit dem Jubelruf: „A bas les Bourbons! Vive la république!“ .... Dies die wirkliche und wahrhafte Geneſis des Gedankens einer proviſoriſchen Regierung und damit auch die Geneſis der franzöſiſchen Republik von 1848. Herr de Lamartine, welcher mit Herrn de Chateaubriand nicht erfolglos um die Palme der Eitelkeit ſtreitet, hat nachmals in ſeinem hiſtoriſchen Roman, welchen er „Geſchichte der Februarrevolution“ betitelte, ſich ſelbſt und Anderen einzubilden geſucht, die Republik ſei wie eine mit Zuckerwaſſerlyrik großgenährte Pallas Athene ſeinem Dichterſchädel entſprungen. Vanitas vanitatum! Warum aber iſt

der glückliche Konkurrent Chateaubriands auf die Liste der Mitglieder einer republikaniſchen Regierung geſetzt worden? Weil man auch einen „Bruder Redner“ haben mußte oder haben zu müſſen glaubte ....

Rächerin Nemeſis trägt auf ihrer Stirne erhaben-ſtrengen Ernſt, aber um ihre Mundwinkel ſpielt ein ironiſch-ſarkaſtiſcher Zug. Der iſt am 24. Februar von 1848 ſehr deutlich hervorgetreten und mit einem Lächeln der Verachtung hat die Göttin dem Roi-Bourgeois das Szepter aus der Hand genommen, um ihm das zerbrochene vor die Füße zu werfen. Die Throngelangung von Egalité's Sohn i. J. 1830 war ein Werk widerlicher Heuchelei und Argliſt geweſen; ſo recht fuchſig-gemein hatte ſich Louis-Philipp dabei benommen. Und nun entſprach ſeinem damaligen Emporkommen ganz genau ſein jetziger Fall; denn ſelten oder nie hat Einer das „Königsſpiel“ ſo würdelos verloren gegeben, wie hier geſchah.

Nach der Zurückkunft von dem gänzlich mißlungenen Elektriſirungsritt lag Louis-Philipp in mitleidswerther Erſchöpfung ſeiner phyſiſchen und geiſti-

gen Kräfte in seinem Kabinett in einem Lehnsessel, gedankenbar auf die blätterlosen Bäume vor dem Fenster starrend. Seine zwei Söhne, sowie die Herren Thiers, Remusat und Duvergier waren bei ihm. Es herrschte ein peinliches Schweigen, das endlich durch die Ankunft des Monsieur de Reims unterbrochen wurde, welcher Herrn Thiers hinausrufen ließ. Die große Neuigkeit, die der Letztere aus dem Munde seines Sekretärs erfuhr, war, daß die unverweilte Abdankung des Königs das einzige Mittel sei, den Thron für die Dynastie Orleans zu erhalten. Thiers ließ die beiden Prinzen ins Vorzimmer rufen. De Reims erzählte, was er wußte, und fügte hinzu: „Die Abdankung ist das einzige Mittel, die Monarchie zu retten, falls dies überhaupt noch möglich.“ Worauf der Herzog von Montpensier: „Aber seit gestern haben wir ein Zugeständniß nach dem andern gemacht, ohne damit Etwas zu erreichen. Kann man uns wenigstens die Wirksamkeit dieser äußersten Concession verbürgen?“ Keine Antwort. „Was meinen Sie?“ fragen die Prinzen, sich an die Herren Thiers, Remusat und Duvergier

wendend. „Die Abdankung — gibt der Erſtgenannte zur Antwort — iſt vielleicht eine letzte Rettungsplanke.“ „Man muß den König von der Sachlage unterrichten. Kommen Sie, meine Herren“ — ſagte der Herzog von Nemours. Dann kehrte er, bevor er in das königliche Kabinett trat, gegen die ihm Nachfolgenden ſich um und bemerkte mit ruhiger Faſſung: „Die Abdankung des Königs macht die Einſetzung einer Regentſchaft für meinen minderjährigen Neffen, den Grafen von Paris, nöthig. Es kann aber unter den obwaltenden Umſtänden wohl nur von einer Regentſchaft meiner Schwägerin Helene, der Herzogin von Orleans, die Rede ſein, nicht wahr?“ Edle Worte, dem Prinzen, welchem bekanntlich geſetzmäßig die Regentſchaft zugeſtanden wäre, durch das Gefühl ſeiner Unpopularität eingegeben.

Beim Anblick des wie gänzlich aufgelöſ't in ſeinem Seſſel liegenden Königs zögerten Alle, mit der Sprache herauszugehen. Endlich nahm Herr Thiers das Wort und ſuchte mit Geſchicklichkeit dem alten Manne die Nothwendigkeit der Abdankung begreif-

lich zu machen, ohne das herbe Wort zu nennen. Louis Philipp verstand den Redner, gab aber keine Antwort. Nun der Herzog von Nemours: „Falls der König die Abdankung für nöthig hält, will ich sofort meinerseits auf die Regentschaft verzichten.“ Das Eis war gebrochen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung sich zusammennehmend fragte Louis Philipp: „Glauben Sie, daß ich durch meine Abdankung meinem Enkel den Thron erhalten werde?“ — „Das ist zweifelhaft, Sire.“ — „Aber was rathen Sie mir?“ — „Was in einem solchen Falle zu thun, hat der König nur mit sich selbst und mit seiner Familie auszumachen.“ . . . Louis Philipp zog sich in sein Ankleidezimmer zurück und ließ die Mitglieder seiner Familie dahin rufen.

Während der Familienrath saß, kam der General Lamoricière, welcher nach der traurigen Musterung auf dem Carrouselplatz seine Bemühungen, eine Einstellung des Kampfes zuwegezubringen, wieder aufgenommen hatte. Nun brachte er die Nachricht, daß die siegreich vorschreitende Insurrektion mindestens die Abdankung des Königs verlange und daß kein

Augenblick zu verlieren ſei, ſo man nicht riskiren wollte, daß ganz in der Nachbarſchaft des Schloſſes bei dem auf dem Platz des Palais Royal gelegenen ſogenannten Chateau d'Eau, welches von Munizipalgarden und Linieninfanterie beſetzt war, ein Kampf entbrennen würde, welcher leicht das Signal zur Wiederholung des 10. Auguſt von 1792 geben könnte.

Derweil den Anweſenden dieſe Möglichkeit drohend vorſchwebte, fand im Kreiſe der königlichen Familie eine Verhandlung ſtatt, deren Einzelnheiten bislang unbekannt geblieben ſind. Mit großer Wahrſcheinlichkeit darf jedoch behauptet werden, daß die Königin Etwas von ihrer eigenen Energie, welche mit größter Zähigkeit an den Beſitz der Gewalt ſich klammerte, ihrem Gemahl einzuflößen gewußt habe. Der König zeigte nämlich, als er, begleitet von ſeinem Sohne Nemours, heraustrat, mehr Faſſung und Haltung als vorhin. „Nun, General, was bringen Sie Neues?“ — „Sire, ich bin Kommandant der Nationalgarde, habe aber Nichts zu kommandiren. Alle meine Bemühungen, auf Grund

der zugeſtandenen Reformen die Inſurrektion zu beſchwichtigen, ſind vergeblich geweſen. Man begnügt ſich nicht mehr damit, man verlangt . . . etwas Anderes." — „Etwas Anderes? Monſieur de Lamoricière, das iſt meine Abdankung, und da ich dieſelbe nur mit meinem Leben geben werde, ſo wird man ſie nicht haben!" Worauf der Herzog von Nemours: „Wohlan, ſo marſchiren wir!" „Freilich, marſchiren wir — erwiederte der General — es fragt ſich nur, womit?"

Das „Marſchiren" war nur ein eitles Wort mehr unter den vielen, welche die Rath- und Thatloſigkeit des Bürgerkönigthums an dieſem Tage weniger maskirten als enthüllten. Noch eine kurze Weile und es handelte ſich nicht mehr darum, irgendwelchen Widerſtand gegen die Emeute zu verſuchen, ſondern nur noch darum, dem Griffe der ſiegenden Revolution zu entfliehen. Schon zeigten die Tuilerien ein tumultariſches Bild der Beſtürzung, der Zerrüttung, der Anarchie. Thore und Thüren ſtanden offen, Schildwachen und Thürhüter wehrten nicht den Eintritt von Theilnehmenden oder Neugierigen. Generale, Offiziere, Staats- und Palaſt-

beamte, Deputirte, Journaliſten, Bekannte und Unbekannte kamen und gingen ganz nach Belieben, und wer da wollte und mochte, durchwandelte die Gemächer. Nur in der unmittelbaren Nachbarſchaft der Zimmer, wo die königliche Familie ſich aufhielt, waltete noch einiger Anſtand und Reſpekt. Bald jedoch ſchwemmte die ſteigende Flut auch von hier die letzten Schranken weg, welche die Majeſtät des Thrones um ſich hergezogen, und nach dieſen Schranken den Throninhaber und nach dieſem den Thron ſelbſt.

7.

Es iſt nahezu Mittag. Louis Philipp, aus ſeiner augenblicklichen Aufwallung von vorhin wieder in ſeine Schlaffheit zurückgefallen, ſitzt im Lehnſtuhl am Fenſter ſeines Kabinetts, umgeben von den Herren Thiers, Remuſat, Duvergier, Beaumont, Laſteyrie und Anderen. Der Herzog von Montpenſier führt Herrn Cremieux ein, einen Deputirten von der Linken, welcher entfernt nicht weiß, daß er auf

der republikaniſchen Liſte einer proviſoriſchen Regierung ſtehe. „Noch iſt — ſagt er — Nichts oder wenigſtens nicht Alles verloren. Das Volk wird mit der Wahlreform, der Kammerauflöſung und einem aus der Linken genommenen Miniſterium ſich begnügen. Allein was die Gegenwart des Herrn Thiers im Miniſterium angeht, ſie flößt, ich bedaure es ſagen zu müſſen, dem Volke einen unbeſieglichen Argwohn ein.“ Der kleine Nothhelfer, ſicherlich insgeheim nicht wenig erfreut, aus einer kläglichen Situation bei Zeiten mit heiler Haut hinausſchlüpfen zu können, wendet ſich ſofort an den König: — „Sire, ich bin bereit, auf der Stelle zurückzutreten.“ — „Aber wen ſchlagen Sie mir denn zum Premierminiſter vor, Herr Cremieux?“ — „Odilon Barrot, welcher ermächtigt ſein muß, aus den Reihen der vorgeſchrittenſten Oppoſition ſeine Kollegen zu wählen.“ — „Wohl, es ſei. Man rufe Herrn Fain, damit er die Ordonnanz ausfertige.“ — „Will der König mir noch eine weitere Bemerkung geſtatten?“ — „Sprechen Sie.“ — „Sire, wer Ihnen rieth, dem Marſchall Bugeaud den Oberbefehl zu geben,

rieth Ihnen Schlimmſtes." — „Wen würden Sie denn an Bugeauds Stelle ſetzen?" — „Den Marſchall Gérard." — „Es ſei." — Cremieux geht hinaus, um dieſe neuen Zugeſtändniſſe bekannt zu machen, und Louis Philipp richtet, momentan von einer ſarkaſtiſchen Laune angeflogen, an den Kleinen die Worte: „Ei, ſieh da, mein lieber Thiers, ſo ſind Sie alſo nicht weniger unpopulär als ich?"

Herr Fain ſchreibt die Ordonnanz, der General Trézel, das einzige der Mitglieder des Miniſteriums Guizot, welches noch bis jetzt in den Tuilerien ausgehalten, hält ſich bereit, ſeine Gegenzeichnung zu geben, und ſchon hat Louis Philipp die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen, als plötzlich das Geknatter von Gewehrſalven aus der Richtung des Palais Royal herüberkommt, wo ein wüthender Kampf um das Chateau d'Eau ſich entſponnen hat. In demſelben Augenblick tritt in höchſter Eile und Aufregung Herr Emil de Girardin in das Kabinett, ein Stück bedruckten Papiers in der Hand.

„Was gibt es, Monſieur de Girardin?" fragt der König. „Das, Sire, daß man Ew. Majeſtät

eine kostbare Zeit verlieren läßt. Sei es, daß man dem Aufstand, welcher bereits mit Macht aus der Rue de Chartres hervorbricht, mit aller Kraft entgegentreten, sei es, daß man zu den größten Opfern sich herbeilassen will, jedenfalls sind die Minuten Stunden, und falls man eine Minute verliert, wird es binnen einer Stunde in Frankreich weder einen König noch ein Königthum mehr geben." — „Aber was thun?" - - „Abdanken, Sire, abdanken und zwar zu Gunsten einer Regentschaft der Herzogin von Orleans. Hier ist die fertige Proklamation, welche ich, um Zeit zu sparen, sofort drucken ließ. Sie lautet: „„Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie.""

Soweit also war es mit dem „Salomo des Juste-Milieu," soweit mit dem Juste-Milieu selbst gekommen, welches alle die Zinkenisten des konstitutionellen Hokuspokus mit Trompeten und Pauken gepriesen hatten von Dan bis Berseba? Ja, soweit war es damit gekommen, daß der nächste beste Zeitungsschreiber, daß ein Emil de Girardin, welcher im besten

Falle nichts Beſſeres war als ein publiziſtiſcher Seilgaukler, Simſenläufer und Eiertanzkünſtler, ſich zum Quaſi-Diktator aufwerfen und mittelſt eines bedruckten Papierfetzens über das Schickſal von Frankreich verfügen konnte . . .

„Wenn es ſo ſteht, Sire — ſagte der Duc de Montpenſier, ein Prinz von ſehr ordinärem Prinzenſchlag und in keiner Weiſe ſeinen Brüdern gleich zu ſtellen — wenn es ſo ſteht, Sire, ſo darf kein Zaudern ſtattfinden. Danken Sie ab!“ Ob vielleicht dieſe plumpe Unkindlichkeit den greiſen König daran erinnert haben mag, daß Jakob der Zweite, als er am Abend des 26. Novembers von 1688 erfuhr, ſeine Tochter Anna ſei ins Lager des Prinzen von Oranien geflohen, den Schmerzensruf: „Helfe mir Gott, meine eigenen Kinder verlaſſen mich!“ ausgeſtoßen hat? Schwerlich. Der alte Mann ſagte nur mechaniſch, wie ein ſchon halb Verſunkener, der ſich von der Strömung mitfortreißen läßt („comme un homme à demi noyé se laisse emporter par le courant qui l'entraîne“): „Ich bin allezeit ein friedliebender Fürſt geweſen . . . Ich danke ab.“

Kaum war das Wort heraus, so drängten mehrere der Anwesenden in ihrer nicht grundlosen Angst, die Tuilerien möchten abermals einen 10. August erleben, Herrn Girardin, die Abdankung bekannt zu machen. Er eilte hinaus und gegen das Palais-Royal hinüber, aber seine Botschaft verhallte ungehört und wirkungslos in dem um das Chateau d'Eau her tobenden Kampfgewühl und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Zugleich mit ihm hatte der Duc de Nemours das königliche Kabinett verlassen und war in den Palasthof hinabgestiegen, wo er den ihn umringenden Offizieren erklärte: „Messieurs, der König hat zu Gunsten des Grafen von Paris abgedankt. Die Herzogin von Orleans ist Regentin."

Derweil ist Louis Philipp mühsam von seinem Lehnstuhl aufgestanden und hat die Thüre zu dem Salon geöffnet, in welchem sich die Königin, die Herzogin von Orleans und die übrigen Prinzessinnen befinden. Aufgeregt und angstbeklommen kommen die Frauen heraus. „Ich danke ab," sagt der Greis. Darauf die Königin ungestüm: „Nein, Sie werden nicht abdanken!" Er läßt sich wieder in sei-

nen Fauteuil neben dem Fenſter fallen und ſtützt die Hände läſſig auf ſeine Kniee. Die Damen umringen ihn und dieſen kleinen Kreis umgibt ein größerer, ein bunter Miſchmaſch von Offizieren, Deputirten und Hofleuten. In trübem Schweigen ſtarrt dieſe Menge auf das klägliche Schauſpiel. Die Königin allein bewahrt und offenbart ihren Muth. „Man will dir — ſagt ſie zu ihrem Gemahl — das Szepter entreißen und doch hat Niemand als du die Kraft, es zu tragen.“ (Hierbei ſchleudert die Sprecherin einen Zornblick auf ihre Schwiegertochter Helene.) „Es iſt beſſer, muthig zu ſterben als abzudanken! Steig' zu Pferde, die Armee wird dir folgen!“ Dann wendet ſie ſich zu den Anweſenden und wirft denſelben die Worte zu: „Ich begreife nicht, wie man den König in einem ſolchen Augenblicke verlaſſen kann. Ihr werdet es bereuen!“ Die Herzogin von Orleans kniet vor ihrem Schwiegervater nieder und bittet ihn ſchluchzend, ein Szepter zu behalten, welches für ihre Hände viel zu ſchwer ſei. Ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen betrachten die Weinende mit Blicken voll Zorn, Eiferſucht und grünem Neid.

Denn in diesem Gemälde menschlicher Erbärmlichkeit darf auch ein solcher spezifisch-weiblicher Zug nicht fehlen. Sehr begreiflich jedoch, daß derselbe erschien: — es handelte sich dabei nicht allein um „ces puériles rivalités de femmes", sondern darum, daß die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie die Herzogin von Orleans schon seit längerer Zeit beargwohnten und bezichtigten, sie stände mit der Opposition in ehrgeizigen Beziehungen. Die Töchter Louis Philipps hegten noch zur Stunde den Wahn, dieser 24. Februar sei nur das Resultat höfisch-parlamentarischer Intriken, und deßhalb auch faßte jetzt eine der Prinzessinnen Herrn de Lasteyrie heftig beim Arm mit den Worten: „Sie sind nur hier, um uns zu verrathen!"

Etliche der anwesenden Hofmänner fühlen sich durch die Aneiferung von Seiten der Königin getrieben, ihre ritterliche Loyalität sehen zu lassen. „Danken Sie nicht ab, Sire," sagt Herr Piscatory. „Ja, Sire, danken Sie nicht ab," wiederholt Herr de Neuilly. „Meinen Sie?" entgegnet das schwankende Rohr von altem Mann. „Nun, ich habe ja

meine Abdankung noch nicht unterzeichnet." Aber indem er das sagt, glaubt er zu hören, daß die Gewehrsalven sich nähern, und Bestürzung malt sich auf seinem Gesicht. Wie um ein Auge zu suchen, das ihm Muth einspräche, schaut er um sich; allein alle die Herren Thiers, Duvergier, Remusat, Cousin und wie sie sonst heißen, selbst den alten Marschall Soult nicht ausgenommen, blicken zu Boden und bleiben stumm. Inzwischen haben die beiden Prinzen drunten auf dem Hofe erfahren, der König scheine Willens, seine Abdankung zurückzunehmen. Sie eilen herauf und der Duc de Montpensier drängt eifrig seinen Vater, das gesprochene Abdankungswort zu halten. Mit schwacher Stimme richtet der König an die anwesenden „Säulen des Juste-Milieu-Königthums" die Frage: „Ist es wohl möglich, die Tuilerien zu halten?" „Ja," antworten zwei oder drei Stimmen zögernd. „Nein!" ruft eine ganze Menge ungestüm. Darauf Louis Philipp: „Maßen die Tuilerien unhaltbar, will ich kein unnützes Blutvergießen. Ich danke ab."

Bei der Wiederholung dieses Wortes erscheint

der Marſchall Gérard auf der Schwelle des Kabinetts. Die Königin eilt ihm entgegen: — „Mein lieber Marſchall, retten Sie uns! Steigen Sie zu Pferde!“ Der alte Krieger neigt ſich gehorſam. Er ſoll dem Volke die Thronentſagung Louis Philipps verkündigen und das Gewicht dieſer verſöhnenden Bewilligung durch ſeine Perſönlichkeit verſtärken.

Zu ſpät! Alles und Alles zu ſpät!

Man ſetzt den durch Alter, Kummer und Krankheit gebrochenen Eroberer der Citadelle von Antwerpen drunten am Palaſtthor auf ein Pferd, gibt ihm einen grünen Zweig in die Hand und läßt ihn der herangrollenden Revolution als Friedensboten entgegenreiten. Er gelangt vom Tuilerienhof auf den Carrouſelplatz, als einem ſeiner Begleiter, dem Deputirten Lacroſſe, einfällt, es wäre doch wohl beſſer, wenn der Marſchall dem Volke eine förmliche Abdankungsurkunde entgegenhalten könnte. Herr Lacroſſe eilt in das königliche Kabinett zurück und theilt ſein Anliegen dem jüngſten Sohne Louis Philipps mit. Montpenſier legt ein Blatt Papier auf

den in der Mitte des Zimmers ſtehenden Schreibtiſch und ſagt zu ſeinem Vater: „Sire, Sie müſſen Ihre Thronentſagung unterzeichnen!“

Der König ſteht auf und geht langſam zu dem Schreibtiſch, vor welchen ſein Sohn einen Stuhl hinſtellt. Da macht die Königin noch einen Verſuch der Gegenwehr, indem ſie ihrem Gemahl um den Hals fällt mit dem Ausruf: „Schreiben Sie nicht, Sire, ſchreiben Sie nicht! Weichen Sie einer Emeute nicht! Man will Ihnen nur bange machen!“ Der alte Mann hält inne, aber Montpenſier zeigt mit einer Gebärde der Ungeduld auf das Blatt Papier. „Wohlan, da man es will“ . . . ſagt der König, ſetzt ſich an den Schreibtiſch und beginnt langſam zu ſchreiben. „Beeilen Sie ſich, Sire,“ ſagt eine Stimme, man weiß nicht weſſen, „ſchon wird auf dem Carrouſelplatz geſchoſſen.“ Das iſt dem alten Manne doch zu viel. Er blickt auf, forſcht mit einem Blicke der Entrüſtung nach dem Sprecher und entgegnet: „Man wird mir wohl Zeit laſſen. Komme, was da wolle, ich kann nicht ſchneller machen.“ Und er ſchrieb mit großen Buchſtaben in langſamen Zügen: —

„Ich entſage der Krone, welche zu tragen die Stimme der Nation mich berief, zu Gunſten meines Enkels, des Grafen von Paris. Möge er die große ihm heute zufallende Aufgabe löſen! (J'abdique cette couronne, que la voix nationale m'avait appelée à porter, en faveur de mon petit-fils le comte de Paris. Puisse-t-il réussir dans la grande tâche, qui lui échoit aujourd'hui.)" Am 24. Februar 1848. Louis Philipp.

Man ſieht, er übereilte ſich nicht; er nahm ſich Zeit, einen dünnen Schreibfehler (appelée ſt. appelé) und eine dicke Lüge zu begehen*). Die Stimme der Handvoll Intrikenſpinner und Wortjongleurs, welche unſerem Reineke i. J. 1830 die Hinterthüre zum Hühnerhof aufgethan, wäre „die Stimme der Nation" geweſen? Lügend war der Fuchs gekommen, lügend ging er . . .

*) Dieſer Satz wurde mir in einer weitverbreiteten deutſchen Zeitſchrift, in welcher ich die vorliegende Studie auszüglich zuerſt veröffentlicht hatte, alſo zuſammengezogen und verbeſſert: „Er nahm ſich Zeit, einen dummen Schreibfehler zu begehen."

Nachdem der König die Urkunde aufgesetzt und unterzeichnet hatte, las er sie halblaut vor. Die Königin umarmte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit und sagte: „Füge hinzu, daß du wünschest, dein Enkel möge dir gleichen. Denn, Messieurs, der König ist doch ein redlicherer Mann als ihr Alle.“ Und sie hängte dieser Beleidigung noch die grollenden Worte an: „Ihr habt jetzt, was ihr gewollt; aber ihr werdet es bereuen!“ . . . Der entkönigte alte Mann sagte: „Da ist meine Abdankung; man bringe sie dem Marschall Gérard.“ Nach einigem Zögern nahm Herr Baudin das Papier und eilte damit dem Marschall nach.

Zu spät! . . . Es ist, als hörte man in dieser Tragödie vom 24. Februar 1848 einen äschyleischen Eumenidenchor das schicksalsschwere Wort hohnlachend immer und immer wieder anstimmen.

Die Abdankungsurkunde war zur Stunde nur noch ein werthloser Papierfetzen, welcher nicht einmal in die Hände des Marschalls Gérard gelangte, sondern unterwegs in denen des Republikaners Lagrange hängen blieb. Die Mission des Marschalls

ſelbſt that gar keine Wirkung. Im Begriffe, das letzte Hinderniß auf ihrem Wege zu den Tuilerien, das Chateau d'Eau, nach mörderiſchem Kampfe zu bewältigen, blieb die Revolution für alle vermittelnden Stimmen taub, wie das ja ſo hatte kommen müſſen. Denn es iſt dafür geſorgt, daß abermalen und abermalen in Erfüllung gehe, was beim Anaſtaſius geſchrieben ſteht: —

„Mild und bittend ſprach ſie einſtens; eure Taubheit zwang ſie jetzt,
Daß ſie in Kanonendonner ihre Bitten überſetzt“ . . .

8.

Im Schloſſe hegte man kaum einen Zweifel, daß die Worte der Abdankungsurkunde wie ſänftigendes Oel auf die Aufſtandswogen träufeln würden. Auch die Regentſchaft der Ducheſſe d'Orleans galt für geſichert. Sie ſelbſt rief, verſtört durch

die Zornblicke ihrer Schwiegermutter und das feindselige Gebaren ihrer Schwägerinnen, weinend aus: „Großer Gott, welche Last! Ohne Stütze, ohne Beistand ... Verlaßt mich nicht!“ ... Es war 12½ Uhr, als Herr Thiers auf den Carrouselplatz hinabging, um seinem „intimen Freunde“ Bugeaud zu sagen, wie sich droben die Dinge entwickelt hatten. Der eisenfresserische Soldat, welcher wenige Stunden vorher seinem kleinen Freunde geschrieben hatte, daß sie Beide „berufen seien, mitsammen die Monarchie zu retten,“ schrie fluchend: „Sacré nom de Dieu, so ist also Alles zum Teufel!“ Worauf der Kleine mit dem Nußknackerkopf: „Ja, man hat uns eben zu spät berufen.“ Der Duc de Nemours kam, dem Marschall das Kommando abzunehmen, was dieser mit widerwilligem Brummen geschehen ließ. Der Prinz gab hierauf den Befehl, daß die Truppen den Carrouselplatz räumen und sich in den Tuilerienhof zurückziehen sollten. Diese Bewegung wurde ausgeführt und hinter den abgezogenen Soldaten schlossen sich die Eisengitter des Palasthofes. Unterdessen gab es ein großes Gestampfe und Gestaube in den Korri-

doren und auf den Treppen des Schloſſes: — der Vollſtrom der Rattenauswanderung ergoß ſich. Der mit Macht graſſirende „Schlotter“ machte Herren in Uniformen und Hoffräcken und Damen in Seidenroben und Sammetmänteln ſcharenweiſe davongehen, Beſtürzung auf den Geſichtern und auf den Lippen den nicht mehr verhaltenen Angſtruf: „Alles iſt verloren!“

So hatte ſich die Menge auch im königlichen Kabinett beträchtlich gelichtet, als die Botſchaft dahin gelangte, daß die Sendung des Marſchalls Gérard vollſtändig geſcheitert und der General Lamoricière vom Volke zum Gefangenen gemacht worden ſei. In demſelben Augenblicke Schüſſegeknatter auf dem Carrouſelplatz, wohin die Inſurrektion bereits ihre Plänkler vorgeſandt hatte. Dieſe ſahen einen Zug königlicher Reiſewagen, welche man auf den Fall einer Flucht hin aus den Ställen in der Rue Saint-Thomas du Louvre herbeibefohlen, über den Platz fahren, ſchoſſen darauf, tödteten einen Vorreiter, ſowie mehrere Pferde, und zwangen die Wagen zur Umkehr nach den Remiſen.

Das Geknalle dieſer Schüſſe macht die Prinzeſſinnen Schreckensſchreie ausſtoßen. Louis Philipp ſchnellt in höchſter Unruhe aus ſeinem Fauteuil empor. Hereinſtürzt, die Kleider in Unordnung und die Geſichtszüge in äußerſter Faſſungsloſigkeit, Herr Cremieur: — „Sie haben keinen Augenblick mehr zu verlieren, Sire! Das Volk kommt! Noch etliche Minuten und es wird in den Tuilerien ſein!“ Der König ſagt kein Wort; aber er haſtet ſich, ſein Ordensband und ſeinen Degen abzuthun. Dann zieht er ſeine Uniform aus, ſchlüpft mit Hülfe der Königin in einen Civilrock und ruft ſuchend und zappelnd: „Meine Uhr? Meine Uhr? Ah, ich hab' ſie! Da, nehmt dies Portefeuille! Und wo iſt mein Schlüſſelbund?“ Es war Etwas wie Wahnſinn in den Bewegungen und Worten des Greiſes, aber Nichts vom Wahnſinn eines Lear, wohl aber von dem eines bankerotten Aktienſchwindlers und Couponsſchneiders.

Die Prinzeſſinnen brachen in Schluchzen aus und die Kinder der königlichen Familie ſtarrten mit ängſtlicher Neugier auf das für ſie unbegreifliche Schauſpiel. Die Königin — ſo will eine Ueberlie-

ferung, die aber nicht feſt verbürgt iſt, da es zweifelhaft, ob der kleine Thiers es für gut gefunden, zu dieſer Zeit noch im königlichen Kabinett anweſend zu ſein — die Königin, die Tochter Karolina's von Neapel und Enkelin Maria Thereſia's, dieſe Frau, in welcher der lothringiſch-habsburgiſche Stolz mit dem bourboniſchen Hochmuth ſich verband, ſie ſoll ſelbſt in dieſen letzten Minuten ihrer Königinſchaft nicht umhin gekonnt haben, ihren Groll und Zorn auszulaſſen. Mit vor Ingrimm bebenden Lippen ſoll ſie zu dem armen kleinen Nußknacker von Tribunegaukler und Geſchichtefa—nfaron, welcher doch wahrlich an der Februarrevolution ſehr unſchuldig war, geſagt haben: „Sie haben uns zu Grunde gerichtet! Sie haben die Volksleidenſchaften zu einem Brande geſchürt, deſſen Flammen jetzt über dem Throne zuſammenſchlagen! Sie ſind ein Undankbarer und verdienten keinen ſo guten König!“

Louis Philipp, in ſchwarzem Frack und „Angſtrohr“, nahm den Arm der Königin, ſagte im Vorbeigehen zur Herzogin von Orleans: „Helene, Sie bleiben da!“ und gab durch ſein Weggehen das

Zeichen zur Flucht. Von Mitgliedern der Familie folgten dem greiſen Königspaar der Duc de Montpenſier und ſeine Frau, eine ſpaniſche Infantin oder, wie böſe Zungen ſagen, eine geborene Muñoz; dann die Ducheſſe de Nemours mit ihren Kindern und der Prinz Auguſt von Sachſen-Koburg mit der Prinzeſſin Klementine, ſeiner Frau. Etliche Hofdamen, etliche Adjutanten, Palaſtbeamte und Diener ſchloſſen den Zug, der mittelſt eines mit dem Arbeitskabinett des Königs in Verbindung ſtehenden unterirdiſchen Ganges unter dem Pavillon de l'Horloge hinweg ins Freie gelangte, in den Tuileriengarten, welcher leer und ſtill war, während der Schall des Kampfgetöſes von rechts herüber grollte und drohte. An der Ausmündung des unterirdiſchen Ganges fand man Herrn de Montalivet, welcher, ſeinem Gebieter treuer als viele Andere, zwei Schwadronen Gardeküraſſiere unter den Befehlen des Generals Regnauld bereit hielt, die Flucht des Entkrönten zu decken. Nationalgarden von der 1. Legion, ſowie ausharrende Freunde der königlichen Familie, die Herren Laſteyrie, Scheffer und Andere, reihten ſich

ebenfalls dem Zuge an, welcher so rasch als der alte Mann, dessen dem völligen Bruche nahe physische und moralische Kraft nur noch durch die Seelenstärke seiner Gemahlin nothdürftig aufrecht erhalten wurde, zu gehen vermochte, die große Avenue des Gartens entlang eilte. Ein wahrer Leichenzug der Julimonarchie! Man konnte denselben von der Rue Rivoli aus zwischen den blätterlosen Baumzweigen dahingleiten sehen, schemenhaft schwarz, da die Mitglieder der Familie Louis Philipps die Trauer um die kurz zuvor gestorbene Prinzessin Adelaide noch nicht abgelegt hatten.

Der mit Herrn Cremieux vorangehende Duc de Montpensier kehrte sich von Zeit zu Zeit um und sagte: „Beschleunigen Sie doch Ihre Schritte, Sire!“ In der Mitte der Avenue überschlug sich das Pferd eines der reitenden Nationalgardisten und fiel auf seinen Reiter. „Armer junger Mann!“ rief die Königin aus. Louis Philipp aber nur: „Schafft mir das Pferd aus dem Wege!“ Am Gitter der aus dem Garten auf den Concordeplatz führenden Drehbrücke angelangt, blieb er stehen und richtete an

Herrn de Montalivet die Frage: „Hat man die Gewißheit, mich in Sicherheit nach Saint-Cloud zu bringen?“ „Ja, Sire.“ Der Entkrönte paſſirte das Gitter und betrat den Platz. Da er geſenkten Hauptes einherſchritt, bemerkte er Blutſpuren auf dem Boden und machte eine Bewegung des Abſcheu's. Aber der Concordeplatz war nicht ſo verlaſſen wie der Tuileriengarten. Eine Menge von Neugierigen wogte darauf hin und her. Darunter Gruppen von Bürgerwehr, da und dort auch ein Häuflein Blouſen, Gewehre in den Händen, die Geſichter von Pulverrauch geſchwärzt.

Der Fluchtzug ſtockte, Louis Philipp ſchien erkannt, das Anfluten der Menge wurde ſtärker. Eine Stimme aus dem Gefolge rief: „Meſſieurs, Schonung, Gnade für den König!“ „Die ſoll er haben. Wir ſind keine Mörder; aber ſchnell auf und fort mit ihm!“ eine Antwort, welche das hundertfache Echo fand: „Ja, ſchnell auf und fort mit ihm!“ Die Königin zog ihren Gemahl mit ſich fort, dahin, wo, am Fuße des Obelisken drei ſchlechte, einſpännige Miethwagen hielten, genau auf der Stelle,

wo vor Zeiten, in der Sprache von damals zu sprechen, „La Sainte-Vierge Guillotine“ ihren „Altar“ gehabt.

War es nicht ein furchtbarer Schicksalshohn, daß der vom Throne gestürzte Sohn von Philipp Egalité gerade von dieser Stelle aus ins Exil geschleudert wurde? Von der Stelle aus, wo sein Vater am 6. November von 1793 in weißer Weste, gelben Lederhosen und zeisiggrünem Frack auf besagtem „Altar“ erschienen war, „pour faire le saut de carpe en avant.“

Aber der alte Mann ist von der Angst der Gegenwart viel zu sehr erfüllt, um des Schreckens der Vergangenheit zu gedenken. Er öffnet die Thüre eines der schmutzigen Fuhrwerke und findet dasselbe bereits mit Prinzessinnen und Kindern vollgestopft. „Heraus, steigt alle heraus!“ ruft er, in der Selbstsucht des Alters und der Furcht seiner so lange und so gut gespielten Rolle eines zärtlichen Paterfamilias ganz vergessend. Die Prinzessinnen gehorchen. Louis Philipp wirft sich hastig in den Wagen, die

Königin folgt ihm, drei ihrer Enkel haben den Vorderſitz inne. Die übrigen Mitglieder der Familie preſſen ſich ſo gut es gehen will in die beiden andern Wagen; aber die Prinzeſſin Klementine und die Ducheſſe de Montpenſier finden keinen Platz mehr und werden durch die Herren Thierry und Laſteyrie aus dem Gedränge und in ein ſicheres Aſyl gebracht. Die ſchöne Infantin — geborene Muñoz, wie die böſen Zungen ſagen — iſt eine jugendlich muntere Dame. Sie fängt an, die Sache „amüſant“ zu finden, und äußert gegen ihren Ritter Laſteyrie, das ſei doch auch mal eine der Mühe werthe Abwechſelung in der ewigen Langeweile des Hoflebens.

„Mein Portefeuille! Mein Portefeuille!“ ſchreit Louis Philipp aus dem Innern des Wagens. Der „König der Juden“ vergaß ſelbſt in dieſer äußerſten Angſt nicht ſeiner „Werthpapierche“. Herr Cremieur ſchiebt die umfangreiche Mappe mit Mühe durch die Wagenfenſteröffnung und, im Beſitze ſeines Theuerſten, ruft der alte Mann in höchſter Ungeduld: „Partez! Partez donc! Partez vite!“ Der Kutſcher peitſcht auf ſein Pferd und im Galopp

fliegt der Wagen davon, daß der flüſſige Koth darob zuſammenſpritzt.

Alſo verſchwand des Roi-Renard Majeſtät und Herrlichkeit. Im Juliſtaube war er gekommen, im Februarkoth iſt er gegangen. „Aus ſolchem Staube wird ſolcher Dreck!“ ſagt derbwahr ein ſpaniſches Sprüchwort.

9.

Aber ſeht, was thun denn jetzo die beiden Nothhelfer, welche „berufen waren, die Monarchie zu retten,“ Monſieur Thiers und Monſieur Bugeaud? Sie thun, was kluge Leute unter ſo bewandten Umſtänden zu thun pflegen: — ſie retten ſich ſelbſt. Der Marſchall iſt übrigens martialiſch genug, nur von einem einzigen Adjutanten gefolgt, in ſeinem Marſchallsanzug langſam davonzureiten. Herr Thiers ſchlängelt ſich zu Fuße durch den Tuileriengarten und über die Concordebrücke ins Palais Bourbon

hinüber, in deſſen Räumen die Repräſentanten der Korruption — offiziell heißen dieſe Herren Vertreter des franzöſiſchen Volkes — rathlos hin- und herwuſeln. Selber rathlos und bis zur Beſinnungsloſigkeit beſtürzt, geht der kleine Ex-Nothhelfer durch einen der Säle. Korrupte umdrängen ihn da mit ſtürmiſchen Fragen. „Meſſieurs, es gehen Dinge vor, Dinge, Dinge! Die Flut ſteigt, ſteigt, ſteigt! Alles iſt verloren!“ erwidert er ſtotternd und verſchwindet, um nicht mehr zu erſcheinen, bevor die politiſche Temperatur ſo iſt, daß Ränkeſpinnen mit ziemlicher Sicherheit wieder aus ihren Schlupfwinkeln ſich vorwagen können....

Dieſer beiden Stützen alſo ſah ſich die arme Herzogin von Orleans beim Antritt ihrer Regentſchaft beraubt und es war überhaupt kläglich beſtellt mit den Stützen dieſer Regentſchaft. Der Deputirte Lacroſſe ſagte nach der Flucht des Königs zu der Prinzeſſin: „Madame, gehen Sie mit Ihren beiden Knaben ſofort nach der Deputirtenkammer. Dort iſt jetzt der Sitz der Autorität. Das Volk wird Ihnen Platz machen, denn Sie ſind die Frau des

Duc d'Orleans und tragen Wittwentrauer um ihn.“ Ein wohlgemeinter, aber ſchlechter Rath; denn die Entſcheidung war nicht im Palais Bourbon .... Die Herzogin zog ſich für eine Weile in ihre Gemächer im Pavillon Marſan zurück, wo Herr Dupin — auch eine Säule des Orleanismus, etwas ſpäter aber eine Säule des Bonapartismus — ſie aufſuchte und ſie in der Abſicht, ihr Heil in der Deputirtenkammer zu verſuchen, beſtärkte. Er ſprach noch für ſeine Meinung, als der Adjutant Touchard hereinſtürzte, um eiligſt zu melden, der Duc de Nemours laſſe ſeine Schwägerin bitten, ſich ohne allen Verzug durch den Pavillon de l'Horloge in den Garten und durch die große Avenue deſſelben zur Drehbrücke zu begeben. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Prinzeſſin brach alsbald auf und machte ſich, ihre beiden Knaben, den Grafen von Paris und den Duc de Chartres an den Händen, mit einem kleinen Gefolge auf den bezeichneten Weg.

Sie gelangte glücklich in den Garten. Aber es war in der That kein Augenblick mehr zu verlieren

geweſen, maßen inzwiſchen die Tuilerien eingenommen worden und zwar durch einen ſimpeln Lieutenant von der 5. Bürgerwehr-Legion, Herrn Aubert-Roche. Als nämlich die Truppen den Carrouſelplatz geräumt hatten, war derſelbe ſofort von Nationalgarden beſetzt worden. Kaum war dies geſchehen, als nach Bewältigung des Chateau d'Eau die ſiegreiche Volksmaſſe mit dem Donnerruf: „Aux Tuileries!“ über die Rue Rivoli gegen den Platz vorbrach, und alsbald ſchlugen die Flintenkugeln an die Nordſeite des Schloſſes. Der Duc de Nemours, erkennend, daß jeder Verſuch, den Palaſt zu vertheidigen, bloß ein unnützes Blutbad zur Folge haben würde, und edelmüthig nur darauf bedacht, den Gang ſeiner Schwägerin zum Palais Bourbon zu decken, befahl den Truppen, zum Abzug durch das Thor des Pavillon de l'Horloge ſich bereit zu halten. Derweil mühten Bürgerwehr- und Blouſenmänner in buntem Gemiſche ſich ab, das Eiſengitter, welches den Schloßhof gegen den Carrouſelplatz abſperrte, niederzubrechen, und befürchtend, dieſe Mühwaltung möchte die Wuth der Stürmenden ſteigern, wußte

ſich der genannte Bürgerwehroffizier durch das Thor des an die Rue Rivoli ſtoßenden Pavillon Eingang zu verſchaffen und den Gouverneur des Palaſtes, Oberſt Bilfeld, zu bewegen, ihm die Schlüſſel auszuliefern. Dann eilte er, das nach dem Carrouſelplatz führende Hofgitterthor aufzuſchließen, und die Menge ſtrömte in den Schloßhof. Der Duc de Nemours vernahm, unter dem Thor des Pavillon de l'Horloge im Kreiſe ſeiner Offiziere ſtehend, das Herannahen des Volkes. „Was, jetzt ſchon?“ rief er aus, gab geflügelte Befehle, die ſämmtlichen Truppen, welche noch vorhanden, durch die große Mittelpforte in den Garten debouchiren zu laſſen, und ſtellte ſich an die Spitze des 1. Bataillons vom 16. leichten Regiment, um damit der Herzogin von Orleans auf ihrem Wege zu folgen. Der Prinz hat dann, wie bekannt, mit äußerſter Hingebung und Selbſtverleugnung bis zuletzt ſeine Pflicht gethan: er und nur er war es, der an dieſem „Tag des Zorns“ dem Namen Orleans Ehre machte.

Retten freilich konnte er ſeines Hauſes Sache nicht .... Die Herzogin von Orleans eilte inzwi-

ſchen die große Avenue des Gartens hinab, geführt von Herrn Dupin. An ihrer rechten Hand hielt ſie ihren älteren Knaben, den weinenden jüngeren trug ihr ein Diener nach. Bei der Drehbrücke angelangt, wurde ſie von den Herren Havin und Bieſta eingeholt, welche von Seiten Odilon Barrots den dringenden Rath brachten, die Prinzeſſin ſolle ſich mit ihren Söhnen über die Boulevards nach dem Hotel de Ville begeben; denn dort, im Hauptquartier des ſiegreichen Aufſtands, liege die Entſcheidung. Die Ducheſſe ſtand ſtill, ungewiß, was zu thun, aber mit dem Inſtinkt einer Mutter fühlend, daß dieſer Rath der beſſere. Herr Bieſta drang in ſie, denſelben zu befolgen. „Können Sie reiten?“ frug er die Prinzeſſin. „Hinlänglich, um im Nothfall ein Dragonerpferd beſteigen zu können.“ — „Nun wohl, zaudern Sie nicht! Kommen Sie ins Stadthaus und Sie werden Regentin und Ihr Sohn wird König ſein. Wenn nicht, iſt Ihre Sache verloren.“ — „Das iſt der Rath eines Narren!“ ſchrie Monſieur Dupin. „Nach der Deputirtenkammer müſſen Sie gehen!“ So ein echter und gerechter „liberaler“ Phi-

liſter, ſo ein Zungendreſcher des Juſte-Milieu — zu deutſch der richtigen Mittelmäßigkeit — erblickt ja bekanntlich einen Narren in Jedem, welcher weiter ſieht, ſchärfer denkt und hochherziger fühlt als er.

Die Herzogin von Orleans befolgte den Rath des gewiegten Staatsmanns, begab ſich in die Deputirtenkammer und — nach einer Stunde voll Angſt und Pein ſah ſie daſelbſt ihre Regentſchaft und ihres Sohnes Krone rettungslos vom raſenden Strudel eines unerhörten Tumults verſchlungen . . . .

10.

Während die „Korrupten" durch eine Volkswoge aus dem Palais Bourbon weggeſchwemmt wurden und — ein übles Omen! — die kaum geborene Republik durch den Süßholzraſpeler Lamartine getauft ward, feierte in den Tuilerien die Revolution ihr Siegesbakchanal. Nicht in Blut — ſie überließ das der heiligen Reaktion, welche wenige

Monate darauf ihre rothen Orgien in Szene setzte — aber in Wein, den man aus den wohlversehenen Kellern Dessen heraufholte, welcher davongegangen war, sein mit Werthpapieren vollgestopftes Portefeuille unter dem Arm und, wenn nicht sagend, doch wohl denkend: „Tout est perdu, hors la caisse!“ Es ging lustig her in diesen vergoldeten Räumen, aus welchem Dame Etikette mit dem übrigen Hofgesindel entsetzt entflohen war. Zerschlagen, zerrissen und zertreten wurde Manches und Vieles, gestohlen Nichts. „Mort aux voleurs!“ Es ist aktenmäßig festgestellt, daß, obgleich am Nachmittag und Abend dieses Tages allein an 100,000 oder mehr bewaffnete Blousenmänner im Palast aus- und eingingen, Nichts von irgend nennenswerthem Werth abhanden kam und daß herumliegende Kostbarkeiten im Werth von mehr als 4 Millionen von Proletariern, die vielleicht keinen Sou in der Tasche hatten, gesammelt und an die Behörden abgeliefert wurden. Mit ganz besonderer Rücksichtsnahme behandelte das siegreiche Volk die Zimmer der Herzogin von Orleans. Auf dem Lesepult der Prinzessin lag ein Buch, betitelt:

„De la sainteté des gouvernements et de la moralité des révolutions.“ Die aufgeſchlagene Seite trug die Kapitelüberſchrift „Stabilité du gouvernement.“ Oh, Prediger Salomonis!

Die gutmüthig-humoriſtiſche Siegesfreude, welche in den Tuilerien tobte und tollte, müßte, durch den Genius eines Shakſpeare oder Kaulbach zu einem Bilde zuſammengefaßt, einen weltgeſchichtlichen Karneval darſtellen, wie es einen zweiten wohl niemals gegeben hat. Dort hing ein Schwarm von Gamins freudeläutend an dem Zugſeil der großen Schloßglocke, während andere die rothe Siegesfahne auf die Kuppel des Pavillon de l'Horloge pflanzten und wieder andere auf der Plattform des Daches den Cancan tanzten. Im Garten, in den Höfen, in den Korridoren und Sälen krachten unzählige Jubelſalven, denn der noch vorhandene Reſt von Patronen mußte ſchlechterdings verbraucht werden. Hier hat im Schlafzimmer Louis Philipps Einer über ſeine Blouſe eine weiße Weſte des Cidevant-Roi angezogen und das Galaordensband mit dem Kreuz von Diamanten darüber gehängt und, alſo ausſtaffirt,

bläſ't er aus Leibeskräften und ſeelenvergnügt auf einem Waldhorn fürchterliche Noten zum Fenſter hinaus. Dort ſteht eine andere Blouſe, angethan mit einem brokatenen Schlafrock, mitten im Empfangſalon des Duc de Montpenſier, die Marſeillaiſe ſingend und auf einer prinzlichen Geige ſchrecklich dazu geigend, während ſeine Kameraden, mit andern Artikeln der herzoglichen Garderobe behangen, um ihn her die Carmagnole ſpringen. Hier geht, von einem Polytechniker geführt, ein Zug von Ouvriers durch die große Galerie, ehrerbietig ein der Zerſtörung entriſſenes, wundervoll aus Elfenbein geſchnitztes Krucifix geleitend, unter dem unverweigerlich befolgten Zuruf an die Begegnenden: „Citoyens, chapeau bas! Saluez le charpentier de Nazareth!“ Dort im Allerheiligſten, im Thronſaal — verhülle dein Antlitz, o Köhlerglaube der Monarchie! — wird die purpurne Throndraperie in Fetzen geriſſen und aus einem der Stücke eine Freiheitsmütze gewunden, welche der dem Mittelpavillon des Schloſſes gegenüber im Tuileriengarten ſtehende Spartakus tragen ſoll. Ein Proletarier ſpringt auf den Thronſeſſel,

wiſcht den Koth ſeiner Schuhe an dem Sammet ab, ſchwingt eine rothe Fahne und ruft frohlockend: „Vive la république!“

Eine Stunde darauf ging ein phantaſtiſch-bunter Faſchingszug von etlichen Tauſenden über die Boulevards, welche ausſahen, als wäre ein Tornado darüber hinweggefegt. Vorauf ritt ein bebrillter Polytechniker, dann kam ein Karren, auf welchem die zerſtörten Herrlichkeiten des Thronſals zuſammengepackt waren, mit Ausnahme des vergoldeten Thronſeſſels, welcher, von etlichen Blouſen getragen, über den Köpfen der Menge einherſchwebte. Die Prozeſſion lenkte zum Platz der Baſtille, wo am Fuße der Juliſäule eilends ein Scheiterhaufen geſchichtet wurde. Man warf die erwähnten fragmentariſchen Herrlichkeiten darauf und ſtellte obenauf den Thronſtuhl. Dann ward unter Auſtimmung eines beliebten Gaſſenhauers auf den „Roi des agioteurs“ der Holzſtoß angezündet. Als die Flammen den Thron ergriffen, barſt ein tauſendſtimmig-jauchzendes „Vive la république!“ aus und hochauf ſchlug die ſchwelgende Lohe.

Der Dezemberſchrecken.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improviſirt und Frankreich dieſes Impromptü ſich gefallen laſſen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption“ der Regierung des „Bürgerkönigs“, ſondern nur aus Ueberraſchung und in der Angſt des Augenblickes. Nobleſſe und Bourgeoiſie ſchrieen: „Vive la république!“ mit, auf daß nicht, wie ſie fürchteten, geſchrieen würde: „Vive le communisme!“ und mit dem ſtillen Vorbehalt, die Retterin Republik, welche ſie und ihre Beſitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen ſchon zu verrathen. Ganz in demſelben Geiſte der „Honnêteté“ ſang die hochwürdige Geiſtlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!“ um ſchon

am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!“ (oder nach Umständen: „imperatorem!“) einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwunderſam oder gar tadelnswerth finden. Wiſſende Männer finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unſere Zeit betrachtet und analyſirt, muß erkennen, daß in derſelben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, ſondern nur noch rechnende Geſellſchaft die zukömmlichſte Regierungsform ein „aufgeklärter“ Deſpotismus iſt, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, ſondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu ſcharf anzuziehen, d. h. nicht ſo ſcharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!“ zu bekennen und zu verwirklichen.

Es iſt eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter ſchmeckende Wahrheit, aber es iſt eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden ſtets in der Minderheit ſein, — wie die Vernunft, wie

die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, ſind und ſein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geiſt und Begeiſterung, Thatkraft und Opfermuth, über die Mehrheit davon und überwältigt und beſtimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menſchen den gemeinen Erdenkloß. Das ſind dann die großen Vorſchrittsepochen der Menſchheit, die Befreiungsfeſttage und Völkerfrühlinge, deren periodiſche Wiederkehr im Weltgeſchichtskalender verzeichnet ſteht.

Die republikaniſche Improviſation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon deßhalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzoſen die Republik nur das rothe Geſpenſt von 1793. Hatte eine raſtloſe Geſchichtefälſchung es doch glücklich dahin gebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflath des Mittelalters ſtecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtniß der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geſchichte der Beſiegten geſchrieben und damit Glauben

gefunden. Sie hatten auch emſig und erfolgreich ſich bemüht, die Thatſache vergeſſen zu machen, daß der roth republikaniſche Schrecken von 1793 durch den weiß royaliſtiſchen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche ſofort nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgſten Blutmenſchen, der laſterhafteſten Schufte, der ſchamloſeſten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichſten Zweiächſlern erlegen, die Provinzen Frankreichs zu durchraſen begann, Kanibalismen, maſſenhafte Kanibalismen in Szene ſetzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grauſen noch überboten. Ja, überboten, weil ſie nicht, wie die erwähnten fluchwürdigen Abſcheulichkeiten, im Fieberwahnſinn der Revolution, ſondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Luſtpartieen betrachtet und veranſtaltet wurden. In Wahrheit, die thermidoriſche Reaktion von 1794 ſchlug, wie hier gelegentlich be-

merkt sein mag, zu einer systematisch gegen die Republikaner organisirten und im gemeinsten Räuber- und Meuchelmörderstyl durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich schandbar in Szene ging und in der Provence allein Tausende und wieder Tausende von Opfern schlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichsten Umständen. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royalisten das Sabriren, Guillotiniren und Füsiliren ihrer gefangenen und wehrlosen Gegner nicht, nein, sie unterwarfen dieselben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution selbst unerbittlich bestraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amnestirt und sogar mit „Bürgerkronen" geschmückt*) ....

*) Ueber diese Thatsachen, für welche die auf amtliche Dokumente basirten Beweise beizubringen ich bereit bin, pflegen „korrekte" Historiker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geschichtsunterricht werden dieselben wohl gar nicht

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar republikaniſche „Staatsmänner“ improviſirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate ſpäter auch in Deutſchland graſſirten. Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menſchen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphiliſter“ erfunden hat. Die ſchwache Minderheit beſtand aus Anhängern der Sozialdemokratie. Alle zuſammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikaniſchen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenſo zweifellos iſt, daß ſie ihre Un-

---

erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem Syſtem der Verleumdung und Verläſterung, welchem man die große Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz Alledem und aller ihrer verdammlichen Mißgriffe, Ausſchreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menſchheit, eine der größten Förderungen geweſen iſt, welche dem Menſchengeſchlecht auf ſeiner dornenvollen Entwickelungsbahn zu Theil geworden.

fähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwieſen haben. Die Aufgabe war freilich eine ſchwere, geradezu eine koloſſale, und das erbarmungswerthe Schauſpiel, eine Rieſenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu ſehen, ſtellte ſich hier recht deutlich dar. Die proviſoriſche Regierung konnte auf zweierlei Weiſe verſuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem ſie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach Außen wirken ließ oder aber den demokratiſchen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das Eine noch das Andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatoriſchen Macht bekleidet, weder den Muth, ſich an die Spitze einer europäiſchen Revolution zu ſtellen, noch den Verſtand, in Frankreich ſelbſt der Demokratie die Möglichkeit der Exiſtenz zu ſichern mittelſt Auflöſung der ſtehenden Armee, mittelſt Decentraliſirung der Verwaltung, mittelſt Vernichtung der bureaukratiſchen Hierarchie und mittelſt unerbittlicher Entfernung aller royaliſtiſchen Ränkeſchmiede von wichtigen Poſten. Nichts von Alledem! Statt der revolutionären Lavaſtröme, welche

die europäiſchen Machthaber im erſten Februarſchrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maskirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwaſſerrieſelungen lamartine'ſcher Friedensmanifeſte hervor und ſtatt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktiſchen Staatsreform entſchloſſen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus ſeine närriſchen Theorieen predigen und den Sozialismus ebenſo unzulängliche als koſtſpielige Experimente machen.

Dieſe Predigten und Experimente brachten es der erſchreckten Bourgeoiſie — (es gibt bekanntlich für dieſes franzöſiſche Wort ſchlechterdings kein deſſen Sinn vollſtändig umfaſſendes und erſchöpfendes deutſches) — raſch zum Bewußtſein, welchen ſchnöden Undank ſie begangen habe, als ſie ihren König Louis Philipp fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit ſo viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geſchaffen hatte, wie ſie vordem im Ancien Régime der Nobleſſe gegenüber dem dritten

geſichert geweſen war. Die franzöſiſche Bourgeoiſie als ſolche hatte zweifelsohne ſchwer geſündigt, als ſie ſich durch den Anblick des jammerſeligen Seſſelkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Miniſter und Miniſterſeinwollende ſeit Jahren geführt, ſowie durch das gelegentliche Aufberſten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem ſolchen Grade „ſittlicher Entrüſtung“ hinaufſteigern ließ, daß ſie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, ſondern ſogar ſoweit ſich vergaß, bei der Taufe des ſehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar ſo unerwartet zur Welt brachte, ſo zu ſagen zu Gevatter zu ſtehen. Es iſt aber nur gerecht, anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoiſie ſich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ihre reuevolle Sehnſucht, zu den Fleiſchtöpfen der Monarchie und des Friedenszuſtandes um jeden Preis zurückzukehren, thatſächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit ſie Behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalverſammlung als Bundesgenoſſin des Klerus ſich

umthat. Mit der Geiſtlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royaliſtiſchen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologiſchen" Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben ſollte, mußte es ein ſeltſames Schauſpiel ſein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete franzöſiſche Nationalverſammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine ſchwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikaniſche Verfaſſung zu machen. Dieſe Verſammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit geſetzten deutſchen Parlament kläglichen Andenkens, inſofern die Mehrheit deſſelben in der beſtimmten Abſicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentariſchen Bühne heftig zu geſtikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerkſamkeit eines vertrauensſeligen Publikums von dem abzulenken, was inzwiſchen hinter den Kouliſ-

ſen vorging. In Paris durfte ſich jedoch die reaktionäre Unverſchämtheit nicht von vorneherein ſo breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieſer Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geſchichtef—inder Thiers elegant ſich ausdrückte, „la vile multitude“ noch in Waffen und auf Poſten ſtand. Die Juniſchlacht war ja noch nicht geſchlagen.

Sie wurde aber emſig vorbereitet, dieſe Schlacht, ſo recht vorbereitet von Seiten der Orleaniſten, Legitimiſten, Bonapartiſten und ſonſtigen Jeſuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalverſammlung beſtand. Dieſe Mehrheit fand einen wie eigens für ſie gemachten Dupe in der Perſon des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Bruſt ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade ſo viel militäriſche Routine beſaß, als zur Löſung der ihm geſtellten Aufgabe nöthig war. Es iſt bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Inſurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit cyniſcher Offenheit geſtand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen

wollte." Man provozirte den Aufstand, man zog ihn förmlich groß mittelst List und Gewalt, mittelst Polizeikünsten wie mittelst brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbesondere das plötzliche und barsche Vorgehen gegen die unseligen „Nationalwerkstätten", ein Vorgehen, welches so, wie die Umstände lagen, nichts Anderes war als eine höhnisch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt ist auch, daß Cavaignac und seine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Insurgenten mit verschränkten Armen zusahen. Was kümmerte es diese Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tausende und wieder Tausende von Menschenleben hüben und drüben auf's Spiel gesetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verschwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geschichte der Besiegten schrieben, ist, daß die zwei beklagenswertheſten Episoden des furchtbaren Junikampfes nicht der insurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu setzen sind. Denn des Erzbischofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel

eines Soldaten her und der General Brea wurde höchst wahrscheinlich auf Anstiften eines notorischen bonapartistischen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inszenesetzung des Juni-gräuels der Bonapartismus emsig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch ist, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufständischen mehrere Tage lang in verschiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub- und Plünderung" benützt, sondern daß das Eigenthum *streng* von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt ist endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals von Siegern gegen Besiegte so barbarisch gewüthet worden ist, wie von den Junisiegern gegen die Unterlegenen. Die haarsträubenden und massenhaften Grausamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen sich kühnlich mit Allem messen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution Derartiges aufzuweisen hatten.

Man muß jedoch, um gerecht zu sein, sagen, daß es nur die Grausamkeit der Angst gewesen

ist — bekanntlich von allen Arten von Grausamkeit die erbarmungsloseste — welche die siegreiche Bourgeoisie also gegen das besiegte Proletariat wüthen machte. Wer sich der blassen Furcht und der aus derselben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombastischen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obskurer Kommunisten i. J. 1848 die „intelligenten und besitzenden Klassen" in Deutschland zu versetzen vermochten, der wird sich nicht verwundern, daß die pariser Bourgeoisie im Juni des genannten Jahres alles Ernstes den Leitern der royalistischen Reaktion glaubte, wenn diese im Style der Klagelieder Jeremiä versicherten, der kommunistische Weltuntergang stände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich seit 1830 im Fache des sozialistischen und kommunistischen Theoretisirens und Phrasenmachens geschehen war, konnte dieser Lüge, diesem großen Schreckmittel der Rückschrittler, allerdings einen sehr kräftigen Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das siegreiche Volk in den Februartagen bewiesen,

hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es ſeit dem Februar monatelang eine erdrückende Laſt von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven ſollen und die franzöſiſchen Bourgeois überzeugen können, daß ihre Brüder, die Ouvriers, keineswegs nur „auf Raub und Mord ſinnende Barbaren“ ſeien, „moderne Vandalen,“ welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten“ und „die Geſellſchaft in den Abgrund einer blutraſenden Anarchie“ ſtürzen wollten; ſondern eben nur arme, hungernde Menſchen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoiſie gerade das Nämliche forderten, was dieſe i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menſchliche Exiſtenz. Aber die Furcht ſchlägt blind zu und ſo ſchlug ſie zu in der gräßlichen Juniſchlacht und nach dem Siege, — ſchlug ſo zu, daß Männer von Herz kaum ſich enthalten konnten, mitzuſtimmen, wenn die maſſenhaften Opfer des Juniſiegs, welche ohne Prozeß und Urtheil in den Gefängniſſen, auf den Deportationsſchiffen und in den Fieberſümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wur-

den, verathmend beteten: „Mag aus unſern Gebeinen dereinſt uns erſtehen ein Rächer!“ Und dieſes Gebet zur Nemeſis iſt nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Geſellſchaftsrettung“ durch die Bourgeoiſie war abermals eine „Geſellſchaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Deſpotie und auf Koſten der Juniſieger. Das iſt eine große Wahrheit und eine ernſte Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszuſprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtſeligkeit ſtehende Möpſe wüthend ſie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der franzöſiſchen Nationalverſammlung ſchon im Hochſommer und Herbſt von 1848 gerne zur Reſtauration des Königthums verſchritten wäre, iſt unzweifelhaft gewiß. Allein die Royaliſten lagen ja unter einander im bitterſten Hader in Betreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte ſein? Denn der Bonapartismus begann zu dieſer Zeit mit dem Orleanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkur-

renz zu treten. Sodann mußten Versuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieser Zeit auch deßhalb noch als verfrühte erscheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der französischen Bourgeoisie in der That republikanisch gestimmt war und weil, was das Wichtigste, der Diktator Cavaignac, den man nicht so kurzweg beseitigen konnte oder wollte, sich einbildete, ein Republikaner zu sein, und das Zeug zu haben — er, der Junischlächter! — einen „französischen Washington" vorzustellen.

Ein französischer Washington? Schon in dieser Vorstellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, dessen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit gewesen ist. Cavaignac und seine Bastide, Goudchaux und übrigen Mittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob sie eigens dazu bestellt gewesen wären. Im Innern der royalistischen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorschub leistend, hat Cavaignac nach Außen überall gegen die Völker und für die Despoten Partei genommen, wie das gar nicht an-

ders möglich war, da ſeine innere Politik die auswärtige bedingte und beſtimmte. Der General, deſſen Begabung zu ſeinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältniſſe ſtand, nahm die ihm von Seiten der legitimiſtiſchen und orleaniſtiſchen Rückſchrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuſchung, daß ſie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er ſich in den Holzkopf geſetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm ſelber zu ſprechen, der „Waſhington" dieſer honetten Republik zu werden, ſo mußte er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, ſondern auch den Heiligen, d. h. der Geiſtlichkeit. Daher die Beciferung der Cavaignac'ſchen Kameradſchaft, jene berüchtigte „römiſche Expedition" vorzubereiten, welche, ſpäter ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, ſie ſelber auszuführen — in Rom das päpſtliche Regiment reſtaurirte, das päpſtliche Regiment, von welchem fromme Menſchen im Hochſinn des Wortes, falls es ſolche gäbe, von Rechtswegen ſagen müßten, Gott habe es in ſeinem Zorne geſchaffen und

in ſeiner Weisheit geduldet, um ein abſchreckendſtes Exempel zu ſtatuiren, wie die Völker nicht regiert werden ſollten.

Inzwiſchen war die „honette“ Republik verfaſſungsmäßig feſtgeſtellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuſchwur auf die republikaniſche Verfaſſung aufgehoben, dieſelben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit ſie ſo eben nach Claremont an die Orleans oder nach Froſchdorf an Henry Hinkebein die Verſicherungen ihrer „unwandelbaren“ Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität“ ihrer Interimsrepublik zu einer vollſtändigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präſidenten zu ſichern, Etwas vergeſſen: — die Tilgung des allgemeinen Stimmrechts. Dieſes ſpielte ihnen den höchſt unerwarteten und fatalen Poſſen, anders zu wählen als die Honettität wollte und wünſchte. Eine große Anzahl von Bourgeois deſertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß ſelbſt gegen den blaſſen Schein von Republik und

ders möglich war, da ſeine innere Politik die auswärtige bedingte und beſtimmte. Der General, deſſen Begabung zu ſeinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältniſſe ſtand, nahm die ihm von Seiten der legitimiſtiſchen und orleaniſtiſchen Rückſchrittler, welche ihn als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuſchung, daß ſie das wollten, was er die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er ſich in den Holzkopf geſetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm ſelber zu ſprechen, der „Waſhington" dieſer honetten Republik zu werden, ſo mußte er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, ſondern auch den Heiligen, d. h. der Geiſtlichkeit. Daher die Beciferung der Cavaignac'ſchen Kameradſchaft, jene berüchtigte „römiſche Expedition" vorzubereiten, welche, ſpäter ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, ſie ſelber auszuführen — in Rom das päpſtliche Regiment reſtaurirte, das päpſtliche Regiment, von welchem fromme Menſchen im Hochſinn des Wortes, falls es ſolche gäbe, von Rechtswegen ſagen müßten, Gott habe es in ſeinem Zorne geſchaffen und

in ſeiner Weisheit geduldet, um ein abſchreckendſtes Exempel zu ſtatuiren, wie die Völker nicht regiert werden ſollten.

Inzwiſchen war die „honette“ Republik verfaſſungsmäßig feſtgeſtellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuſchwur auf die republikaniſche Verfaſſung aufgehoben, dieſelben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit ſie ſo eben nach Claremont an die Orleans oder nach Froſchdorf an Henry Hinkebein die Verſicherungen ihrer „unwandelbaren“ Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität“ ihrer Interimsrepublik zu einer vollſtändigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präſidenten zu ſichern, Etwas vergeſſen: — die Tilgung des allgemeinen Stimmrechts. Dieſes ſpielte ihnen den höchſt unerwarteten und fatalen Poſſen, anders zu wählen als die Honettität wollte und wünſchte. Eine große Anzahl von Bourgeois deſertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß ſelbſt gegen den blaſſen Schein von Republik und

Demokratie. Auch sein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präsidentschaft, weil die Geistlichkeit von anderer, d. h. von bonapartistischer Seite her viel weiter gehende Zusicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, so hätten sie begreiflicher Weise im Nothfall lieber für den Czaren Nikolaus gestimmt als für den Junischlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er seit dem Jahre 1815 eifrigst gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenschaft gewesen, den selbstsüchtigsten und erbarmungslosesten aller Despoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu spielen? Hatten nicht Leute wie Chansonnier Béranger und Geschichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kult des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im Dezember von 1848 sagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Hasses Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaisers"

wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präſidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. Dezember 1848 erſchien in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ein Mann von unanſehnlichem Wuchſe, blaſſem Antlitz und verlebten Zügen, ausgeſtattet mit einer großen Papageienſchnabelnaſe, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz jenes metalliſchen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menſchen eigen zu ſein pflegt, die entſchloſſen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre ſich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorſitzende der Nationalverſammlung, Marraſt, den Präſidenten proklamirt hatte, ſprach er demſelben

verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt.“ „Ich schwöre es!“ betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!“ Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit seinem ausländischen Accent“ (avec son accent étranger) Folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlandes ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat.“... Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer

mit leiſer und dumpfer Stimme ſprach und daß Düſterniß ſein Antlitz beſchattete.

Wer war dieſer Mann?

Ein Sohn der Hortenſe Fanny de Beauharnais, was unbeſtritten, und des geweſenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was von der Skandalchronik beſtritten iſt. Dieſelben Menſchen nämlich, welche in Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. Dezember 1851 an den „Retter Europa's, der Geſellſchaft und der Civiliſation" verehrten, dieſelben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch in's Geſicht bliſen, ziſchelten einander zur gleichen Zeit geſchäftigſt in die Ohren, daß der „große Mann" von Rechtswegen oder wenigſtens von Naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländiſche Admiral dieſes Namens ſein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde exiſtire oder doch exiſtirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortenſe's gegen die ihm angeſonnene Vaterſchaft in Bezug auf den dritten Sohn ſeiner Frau feierlichen Proteſt erhoben hätte.

Soweit die Skandalchronik. Die Geſchichte weiß offiziell Nichts von dem erwähnten Proteſt, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn ſeiner Stieftochter förmlich und feierlich als ſeinen Neffen und als kaiſerlichen Prinzen anerkannt hat. Dieſe Legitimitätserklärung von Seiten Napoleon's des Erſten iſt die Baſis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte ſeinen Kaiſerthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieſes Kaiſerthrons, die Reſtauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke ſeiner Tage und der Traum ſeiner Nächte geweſen. Die Kaiſerſchaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die erſten Anläufe zur Verwirklichung dieſer Idee fielen bekanntlich ganz knäbiſch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Prinzip, ein unwandelbar feſt gehaltenes Prinzip über Alles und Jedes zu triumphiren vermag, ſelbſt

über Etwas, was wenigſtens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichſt ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt, und Dank dem zur Reſtaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in ſeiner Kurzſichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne luſtig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution ſahen Republikaner, Orleaniſten, Bourboniſten und Ultramontane mit gleicher Ueberraſchung, daß eine bonapartiſtiſche Partei vorhanden ſei, zahlreich, gut organiſirt, rührig und entſchloſſen. Nach neun Monaten hatte dieſe Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monſieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erſt Sieur de Perſigny und dann von Napoleons Gnaden Graf oder gar Herzog von Perſigny, der Haupt-Serde „ſeines“ Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in ſeiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präſidenten“ in den Straßen von Paris flanirend, Jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's

nicht ſeit fünfzehn Jahren geſagt? Mein Prinz wird Kaiſer und ich werde ſein Miniſter!“ Am 18. Mai deſſelben Jahres 1848 hatte derſelbe Monſieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er ſich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalverſammlung empfahl, geſagt: „Ich bin und werde ſein ein aufrichtiger und treuer Republikaner.“...

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, ſchon ſo oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuſchätzen und in dem Luftſchiff der Phraſe über unbequeme Thatſachen hinwegzuſegeln. Sie glaubten oder thaten ſo, als glaubten ſie, daß ein Mann, welcher von der firen Kaiſeridee beſeſſen war, durch einen „im Angeſichte Gottes und des franzöſiſchen Volkes“ geſchworenen Eid ſich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte ſchlechterdings nur die „lächerliche Figur“ vom Finkmattkaſernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne ſehen, und während die Royaliſten in ihm ein gefügiges Werkzeug ihrer Pläne zu finden erwarte-

Im Uebrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes“ in der Schweiz noch Anderes, was sonst Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichst vom „gemeinen Dasein“ abgesperrt, in der Dressur allerunterthänigster Hofmeister nicht ernen. Nämlich einen sehenden Blick thun in Lebens Bedingungen und Bedürfnisse, Mög- iten und Wirklichkeiten. Eine selbstständige keit, ein wirkliches Arbeiten seines Geistes edoch erst in der Gefängnißstille von Ham. ort, wie bekannt, einen schriftstellerischen nacht, den „napoleonischen Ideen“ ein Modegewand anzuziehen. Ein Häupt- tischen Sekten, Louis Blanc, welcher

dessen Bitte in Ham besuchte, fand
s l'amertume de [illegible] captivité, le
impérial, et [illegible], jusqu'
entier [illegible] d'un
[illegible] zählt wei-
[illegible] allgemeine
[illegible] ce qu'il
[illegible] Prinz

lent, womit er wucherte. Er glaubte sich dazu prädestinirt, über seinem Haupte des „Onkels" untergegangenen Stern wieder aufgehen zu sehen, und dieser Schicksalsglaube erwies sich auch schicksalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlspruch: „Der Erfolg rechtfertigt Alles!" sich eingeprägt hatte und standhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun sollen? Wer wollte denn bestreiten, daß in dieser unserer Welt, wie sie nun einmal ist und der Hauptsache nach immer sein wird, der Erfolg in der That „Alles" rechtfertigt? Der junge Louis, von seiner Mutter mit den ehr- und herrschsüchtigen Traditionen des Napoleonismus so recht großgenährt, hatte ja während seiner zu Arenenberg idyllisch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatsache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verschwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, so lange der „Allesrechtfertiger," der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im Uebrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes“ in der Schweiz noch Anderes, was ſonſt Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichſt vom „gemeinen Daſein“ abgeſperrt, in der Dreſſur alleruntertänigſter Hofmeiſter nicht lernen. Nämlich einen ſehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfniſſe, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine ſelbſtſtändige Thätigkeit, ein wirkliches Arbeiten ſeines Geiſtes begann jedoch erſt in der Gefängnißſtille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen ſchriftſtelleriſchen Verſuch gemacht, den „napoleoniſchen Ideen“ ein ſozialiſtiſches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der ſozialiſtiſchen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf deſſen Bitte in Ham beſuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie.“ Blanc erzählt weiter, der Gefangene habe ſich für das allgemeine Stimmrecht ausgeſprochen, „à cause de ce qu'il en attendait,“ die Republik dagegen habe der Prinz

für „unmöglich“ erklärt. In diesem Sinne schrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der sozialdemokratischen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich strebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängniß sterben als durch eine Lüge mich noch so hoch aufschwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß sich eine Republik in dieser Zeit Angesichts des monarchischen Europa's und so vieler Parteien erhalten könnte.“... Die Hauptarbeit des Prinzen während seiner Gefangenschaft zu Ham war aber, wie stark zu vermuthen steht, das Studium von Machiavelli's „Principe,“ dessen Inhalt er sich vollständig zu eigen machte, — so sehr, daß nachmals der Staatsstreich vom 2. Dezember nur eine höchst gelungene Uebersetzung der Quintessenz des „Buches vom Fürsten“ in französische Wirklichkeit war; eine so gelungene Uebersetzung, daß der alte Meister- und Musterdiplomat in seiner Gruft in Santa Croce sich darüber von Rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben mußte. Was aber zur Vollendung der

politiſchen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er ſich nach ſeiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchſtſchule der Heuchelei iſt, und im Verkehr mit der engliſchen Oligarchie-Kaſte, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Abramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs ſo ſchön zu verbinden und dieſes hölliſche Konglomerat mit orthodoxchriſtgläubigen Phraſen „fromm“ zu überſalben verſteht.

3.

Die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte ſchon damals den Verſuch machen konnte, vom raſch abgeſtandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiſerbirne zu ſchütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch

ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politiſche und finanzielle Gründe. Erſtens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalverſammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenſeitige Feindſeligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollſtändig ſich diskreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu laſſen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsſtreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präſident, welcher beim einheimiſchen Kapital nicht gut angeſchrieben war, mußte ſich erſt von Außen her die nöthigen Summen verſchaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinſt die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben iſt, die Geſchichte des Dezemberputſches vollſtändig zu enthüllen, ſo dürfte es ſich herausſtellen, daß die Bewohner eines der drei Dutzende deutſcher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu beſagter „Geſellſchaftsrettung“ beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unter-

nehmens nöthigen Gelder leihweiſe aus der Kaſſe eines deutſchen Fürſten gefloſſen ſein ſollen. Was die „alten Parteien“ betrifft, ſo löſ'ten ſie die ihnen vom Bonapartismus geſtellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preisaufgabe“ für ſie geweſen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalverſammlung, welches die übrigens handgreiflichen Abſichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchſchaute, zappelte ſich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieſelbe von der royaliſtiſchen Mehrheit zerſtört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Dieſe Leute haben gar keine Ahnung, für wen ſie eigentlich arbeiteten. Glaubten ſie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für ihre royaliſtiſch-hierarchiſchen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienſt leicht zu beſeitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich ſeinem erſten, aus der parlamentariſchen Majorität genommenen Miniſterium — einem Miniſterium, in welchem in den Perſonen von Odi-

lon Barrot, Faucher und Fallour die liberale Phraseologie, das malthusische Brozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als seine Commis betrachtete. Im Uebrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wußte das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte." Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern offizielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. Dezember 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, indem ich die Verfas-

ſung, welche ich beſchworen habe, aufrecht erhalte (en maintenant la constitution que j'ai jurée).“ So auch noch ausdrucksvoller in ſeiner Präſidentſchaftsbotſchaft vom 12. November 1850, wo er ſich alſo vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich Alle, welche die Feſtigkeit unſerer Zuſtände, wie ſie durch die Verfaſſung gewährleiſtet iſt, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme des grands coupables) anſehen würde. Die unabänderliche Regel meines politiſchen Verhaltens wird ſein, unter allen Umſtänden meine Pflicht zu thun und Nichts als meine Pflicht. Es iſt dermalen Jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beſchleunigte Reviſion unſeres Staatsgrundgeſetzes zu wünſchen, und falls die Verfaſſung Mängel und Gefahren in ſich ſchließen ſollte, ſo habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalverſammlung), ganz freie Hand, ſie von dieſen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich ſtreng innerhalb der Schranken, welche die Konſtitution mir

vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées)."

Worte sind dem Menschen bekanntlich gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Indessen hieße es dem Prinzen Unrecht thun, so man sagte, er hätte seine Gedanken verborgen. Schon der Styl, in welchem er im Palais Elysée seinen Hof hielt, mußte jeden Sehenden, der sehen wollte, überzeugen, daß bei erster Gelegenheit der Kaiser-Schmetterling aus der Präsidenten-Puppe schlüpfen würde. Auch schrie ja eine mittelst systematischer Bonaparteisirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateska in Kasernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!" und stiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrscher Frankreichs auserwählten Wiederherstellter des Stuhles Petri" von Tag zu Tag inbrünstiger zum Himmel empor. Die ihm vom Holzkopf Cavaignac hinterlassene Erbschaft der römischen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewußt. Indem er nach Hinschlachtung der

römischen Republik den Statthalter Christi durch Blutlachen und über Trümmer in den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geistlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand seiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte sich zugleich bei dem Absolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdessen kam das Ende des Jahres 1851 näher und mit demselben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptschlags auszuholen. Wir sagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit." Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleonischen „Stern" über seinem Haupte glänzen gesehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlußtermin seiner Präsidentschaft, welche verfassungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Dasein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichste Aehnlichkeit um so mehr haben mußte, als die Art und Weise, in

welcher der Prinz die Führung der republikaniſchen Staatsoberhauptſchaft verſtanden, die Geldmittel deſſelben völlig erſchöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräſidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer ſolchen Zukunft ſich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche“ Moral und demzufolge Skrupel und Gewiſſensbedenken gibt, ſchon von Geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anſchauungsweiſe muß das einräumen — zu Gunſten ſeines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraiſon“ zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Beſitz der Macht ſtreitig machen wollten, auf dieſe Parlamentshanswurſte und Tribünegrimaſſirer, auf dieſe ſaft- und kraftloſen Doktrinäre und „honetten“ Republikaner-Nichtsthuer, auf dieſe mit Claremont oder mit Froſchdorf konſpirirenden „Staatsmänner,“ endlich auf dieſe Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie ſie alle hießen,

von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia gegen einen Beduinenſtamm oder eine nächtliche Einäſcherung eines Kabylenzeltlagers gelungen, das Zeug und die Stimmung in ſich fühlte, ein franzöſiſcher Waſhington oder auch Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf dieſen Miſchmaſch von Unzulänglichkeit, Zweiächſelei und Selbſtüberſchätzung hinſah, durfte er ſich kecklich ſagen, daß er *mindeſtens* ebenſo berufen ſei, Frankreich zu regieren, wie alle dieſe Leute, und daß, maßen bei der kraſſen Unkultur der Maſſen und bei der Feigheit, Angſt, Selbſtſucht und Verrätherei der beſitzenden und gebildeten Klaſſen der Fortbeſtand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade ſo viel Recht habe, *ſeine* Reſtauration zu verſuchen, wie der Bourbonismus und der Orleanismus. Mehr ſogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabſtimmung vom 10. Dezember 1848 anſehen mag, *das* wird kein Mann von geſundem Menſchenverſtand beſtreiten wollen, daß ſie einen beſſeren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette,

welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orleans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen“ mußte das wüſte Schauſpiel des „Ruere in servitium,“ welches die Franzoſen wieder einmal aufführten, ſehr betrübend ſein. Die Augen von Geſchichtekennern jedoch ſind mit dieſem Schauſpiel ſo vertraut, daß ſie es ganz in der Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orleanismus, weil er den Grundſatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“ — mit jener vollendeten Rückſichtsloſigkeit, wozu die Reſpektabilität und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptſache war — mit vollendeter Rückſichtsloſigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. Dezember die Rede iſt, ſich erdreiſten, von einem „Verbrechen“ zu reden? Unverſchämte „Ideologie!“ Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoraliſches England

voran, die „Geſellſchaftsrettung“ mit Jubelſchall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariſer Dezemberblutmeſſe „Le succès justifie tout!“ eingeſtimmt? Was haben ſolcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unſeren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeiſterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieſer karthagiſchen Zeit Menſchen, welche „unpraktiſch“ genug ſind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktiſchen“ idealen Güter der Menſchheit zu leben und zu ſterben. Das ſind aber „Ideologen,“ wie man ſie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus ſo „praktiſchen“ Din-

gen wie Lug und Trug und Gewalt zuſammengeſchweißt werden müſſen und, wenn ſiegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, ſowie von einer hochwürdigen Kleriſei als Geſellſchaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber beſiegt, ebenſo eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „reſpektabeln“ und „honetten“ Politik, ſo fügſam und ſchmiegſam ſie ſonſt nach Oben ſein mögen, paſſen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erſtens halten ſie auf das Dekorum und zweitens laſſen ſie gern ihre Hände aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann alſo, welcher ſich zum „Geſellſchaftsretter“ berufen fühlt, wird ſchlechterdings genöthigt ſein, ſeine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologiſchen“ ſowohl, als der „honetten“ Kreiſe zu ſuchen. Er wird ſie ſuchen müſſen in der Region jener „katilinariſchen Exiſtenzen,“ welche über alle „Katechismusſkrupel“ weit hinaus ſind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuſchmauſen, aber auch bereit ſind, Hals und Kragen — Anderes

haben ſie in der Regel nicht zu verlieren — einzuſetzen, um ſich einen guten Platz an der Banketttafel zu erobern.

Solche Verſchwörer, zwiſchen den Schuldthurm und beſagte Banketttafel, zwiſchen das Schaffot und den Thron in die Mitte geſtellt, werden, wenn ſie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor Nichts zurückbeben. Für ſie gibt es kein Zurück, ſondern nur ein Vorwärts. Sie wiſſen, daß zwiſchen Erfolg und Untergang kein Mittleres exiſtirt, daß ſie Sieger ſein müſſen, um nicht Verbrecher zu ſein. Daher packen ſie feſt an mit ihren ſkrupelloſen Händen, die ja lange ſchon gewohnt waren, in den Kloaken der Geſellſchaft zu wühlen. Ja, mit Fäuſten und Zähnen packen ſie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze ſagen ſie zu derſelben: — „Halt ſtill! Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Wir wollen dich nur verſpeiſen, was man jetzo *retten* nennt.“ Aber ſo wunderlich, ſo widerſpruchsvoll iſt des Menſchen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Buſch hervor plötzlich auf den ſorgloſen Wanderer ſich wirft, doch gewiſſermaßen imponirt. Denn dieſes Imponirende haftet jedem

entschlossenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpest, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordschlag vom 2. Dezember einen gewissen Respekt einflößte. Man ist überall in der Welt der ewigen Schwätzer so müde, daß jeder Handelnde schon als solcher ein günstiges Vorurtheil erweckt.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'schen Staatsstreichkomplotts waren zuvörderst die Herren Persigny, von Geburtswegen Fialin, und Morny, von Geburtswegen Flahaut, maßen seine Mutter Hortense de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihn dem Grafen Flahaut, Ordonnanzoffizier Napoleons des Ersten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monsieur de Morny ist also ein Halbbruder Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Compagnons der Gesellschaftsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und Solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de" wie ein Fei-

genblatt der Verſchämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigſten und vollſtändigſten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Beſtimmtheit als der urſprüngliche Planzeichner des Staatsſtreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, ſo hatte derſelbe in ſeiner Eigenſchaft als Präfekt von Toulouſe ſeine Staatsſtreichsritterſporen verdient, indem er daſelbſt eine „Verſchwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derſelben verhaften ließ. Leider wußte ein ungeſchickt-ehrlicher Staatsanwalt in die geſellſchaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „O, ſeien Sie ganz ruhig,“ ſagte Monſieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen ſehr gewandten Polizeiagenten, welcher es ſchon zu machen wiſſen wird, daß man bei den Beſchuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeſchickte Staatsanwalt ſchlug beim Juſtizminiſter Lärm und das Ende vom Liede war die Abſetzung des allzu

amtseifrigen Präfekten. In tiefſter Seele gekränkt eilte Herr de Maupas in's Elyſée, ſchüttete ſein Herz aus und wurde vollkommen verſtanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präſident den zu Toulouſe verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählte man ſich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es ſind dieſe und ähnliche Hiſtorien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen von Seiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umſtürzer aller heiligen Ordnungen.“ Im Uebrigen können wir des etwas unreinlichen Geſchäftes, die Charakterſkizzen der Katilinarier vom Dezember zu zeichnen, uns entſchlagen. Hat doch der alte Salluſt dieſe Arbeit ſchon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptſache war ſelbſtverſtändlich die Bonaparteiſirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieſer Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unteroffiziere und Soldaten der in und um

Paris liegenden Regimenter war mittelſt Wein- und Cigarrenſpenden, mittelſt geſchickter Beſchmeichelungen, ſowie mittelſt lockender Wiederbelebung der napoleoniſchen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement ſehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entſcheidungsſtunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker“ nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfäſſern, ſo war die Geſellſchaftsrettung von dieſer Seite her geſichert. Aber man mußte auch Generale und Stabsoffiziere haben, damit nicht etwa die Truppen im entſcheidenden Augenblick aus Reſpekt vor der Disziplin dem Einfluß der parlamentariſchen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflo, Lamoricière u. ſ. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Ausſicht; denn jeder derſelben trug ſich ja ebenfalls mit dem ſtolzen Gedanken, in ſeiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und ſie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präſidenten nicht zu Werkzeugen deſſelben geeignet. Man wußte ſich aber zu helfen. „Wie wär'

es" — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär' es, wenn wir Generale machten?" Ein großer Gedanke! Monſieur Fleury, ein pariſer Kaufmannsſohn, welcher nach raſcher Verſchwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter" Kavallerieoffizier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz ſchickte den „Brillanten" nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant" erfüllt ward. Dieſer Auftrag ging dahin: Generale, Oberſte und andere Stabsoffiziere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz beſtimmten Zuſicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Penſionen u. ſ. w. Ein Monſieur P. Mayer, vom 2. Dezember ſelbſt zum offiziellen Hiſtoriographen des 2. Dezembers beſtellt, hat das in ſeiner „Histoire du Deux Décembre" mit ſo unnachahmlicher Grazie beſchrieben, daß man ihn ſchlechterdings ſelber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsſtreich — colonel) fut chargé

d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; généraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincu. C'est ainsi que les cadets (d. h. die Jüngeren der ſogenannten „afrikaniſchen“ Generale und Oberſten) devinrent les aînés.“ Alſo wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er ſchlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Espinaſſe, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boiſſe, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levaſſeur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und Keiner von allen dieſen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umſturz der beſchworenen Verfaſſung, der geſetzmäßigen Zuſtände ſeines Vaterlandes ſich gebrauchen zu laſſen? Keiner! Die militäri-

ſchen Hauptrollen im Geſellſchaftsrettungsſtück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminiſter, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris verſammelten Soldateska machte. Wie dieſe Beiden, that ſich als beſonders brauchbar und „sympathique“ auch Canrobert hervor und es war nur billig, daß nachher alle drei Dezembriſten zu Marſchällen von Frankreich avancirten. Dagegen iſt es eine ſchnöde Ungerechtigkeit geweſen, daß Espinaſſe, welcher doch wahrlich keinem der Dezemberhelden an Eifer und Hingebung nachſtand und als ein wackerſter Katilinarier ſich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton“ erhielt.

„Man muß ein Ende machen!“ hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud geſagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demſelben Palaſt von St. Cloud hielt in den erſten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathſchlag mit Perſigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie ſein Brumaire in Szene gehen ſollte. Man kam hierüber

noch zu keinem beſtimmten Entſchluß und Beſchluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminiſter Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptſächlich deßhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, ſondern erſt etwas ſpäter — nämlich erſt dann, als gewiſſe „Mißgriffe,“ die ihm zu Orleansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Preſſe zur Sprache kamen — vollſtändig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staats ſich berufen fühlte. Die Verſchiebung des Staatsſtreichs wurde übrigens der Sache des Prinzen höchſt vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zuſammengetretenen Nationalverſammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derſelben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatſächlich beſeitigten allgemeinen Stimmrechts vorſchlug. Noch mehr, er konnte der

Mehrheit der Verſammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein ſehr beträchtlicher Theil dieſer Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angſt vor dem bevorſtehenden Staatsſtreich, von welchem man als von einer ſelbſtverſtändlichen Sache ganz offen ſprach, der Niederträchtigkeit ſich unterziehen, zu Gunſten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präſidenten eine Verfaſſungsreviſion zu beantragen, um denſelben von gewaltſamen Abſichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieſer Richtung fanden nach dem 17. November ſtatt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentariſchen Schwätzern und Intrikanten überhaupt Nichts mehr wiſſen. Seine Anſtalten zum großen Geſellſchaftsrettungsputſch waren getroffen und er konnte gewiß ſein, mit Hülfe ſeiner Katilinarier ſeine Abſichten viel raſcher und vollſtändiger zu erreichen als mit Hülfe der Orleaniſten, Bourboniſten, Jeſuiten und ſonſtigen „Honetten“ der Nationalverſammlung. Er wußte, daß Frankreich dieſer Karikatur von Republik, welche die ſchlimm-

ſten Eigenſchaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität“ zu ſichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, ſatt und überſatt war. Er wußte, daß die Franzoſen, deren überwiegende Mehrzahl, des Leſens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwiſſenheit vegetirt, nicht nur nicht ſich ſelbſt regieren könnten, ſondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieſes Volk, welches despotiſch beherrſcht, aber mit Geräuſch, Glanz und Gloire repräſentirt ſein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phraſen von den „großen Prinzipien von 1789“, die paſſendſte Staatsform, d. h. Zwangsjacke ſei, und ſo verſchritt er getroſt dazu, den „Rathſchluß der Vorſehung“ in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Dezembers von 1851 hielten die „Burggrafen“ (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwicktem

und verrücktem Trauerschauerspiel die Chefs der royalistisch-jesuitischen Mehrheitskabalisten der Nationalversammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam selbstverständlich Nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man sich müde geschwatzt, nicht laut, aber doch stillschweigend die Resolution stellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raison annehmen und uns bei seiner vorhabenden Gesellschaftsrettung ein Bischen mitagiren lassen wollte!“ Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte ist nicht nur entschlossen, euch nicht mitagiren zu lassen, sondern auch, euch so zu schuhriegeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Lust vergehen muß, euch späterhin mit ihm zu „ralliiren.“ Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Lust dazu vergehen. Da ist z. B. eine Grundsäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geschuhriegelter Christ die Ruthe des Schuhrieglers küssen und erst später, als der 2. Dezember seiner „guten

Dienſte" ſchlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einſicht kommen, daß er ſeinen glühenden Lob- und Preispſalm auf den Dezemberputſch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angeſtimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen geſinnungstüchtigen Purzelbaum ſchlagen und als Lobpſallirer der „Freiheit Englands" ſich aufthun. Ein napoleoniſches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armſeligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittelſt vom 2. Dezember datirten Dekrets zu begnadigen. . . .

Zur ſelben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers ſchwatzten, überſchüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs ſitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wußte, daß derſelbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas ſitzen würde. Sie ſpielten ihr Spiel gut, die Dezemberſpieler, das muß man ſagen! Am beſten von allen hat nach übereinſtimmenden Zeugniſſen Morny geſpielt und das alte günſtige Vorurtheil für „Kinder der Liebe" vollkom-

men gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um
und Kragen, das Spiel um einen Einſatz, n
Frankreich hieß und war, mit der ſcheinbar lä
aber in Wahrheit wohlbemeſſenen Eleganz
Grandſeigneur des Ancien Régime wie eine
partie arrangirt und durchgeführt und er wür
Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der
verſchwunden ſein, wie Katilina vor Zeiten b
ſtoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritte
Dezemberorden, Fialin, ſich nennend de Per
durfte ſagen: „Wenn wir gehen, gehen wir n
einem Feuerwerk von dannen.“ Mit ſolchen
zeugen arbeitet in Ermangelung beſſerer die W
ſchichte häufig genug; nie aber arbeitet ſie mit
lern, Düftlern und „Märzminiſtern.“

Es war ein Montagsabend, nach der im
eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“
Prinz-Präſidenten. Die Säle ſtralten von Lic
die Geſellſchaft war ſehr zahlreich und glän
Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder ſ
wenigſtens den unbefangen Heiteren ganz gut.
irgend einer Veranſtaltung, welche auf das B

ſtehen von Ungewöhnlichem hätte ſchließen laſſen, keine Spur. Derweil man aber im Elyſée plauderte, ſcherzte und lachte, war Paladin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieſer denkwürdigen Dezembernacht geſchehen ſollte, den „nervus rerum“ herbeiſchaffen ſollte. Das Objekt dieſer Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Goldrollen und Banknotenbündeln unſer Ritter gerade ſo viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris ſich duckender Einbrecher und Räuber. Es ſoll auch, ſagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und beſtimmt die Galeerenſtrafe geſetzt ſein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannſchaft unternehmen, als Brecheiſen eine Kompagnie Chaſſeurs de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einſacken und fortſchleppen kann, ſo bekommt das Ding denn doch einen ganz andern Anſtrich und Namen. Es kann dann nicht mehr

und nicht weniger ſein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Geſellſchaft. Es iſt auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Perſigny zum Ambaſſadeur Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchſt tugendſame Königin Viktoria und eine höchſt tugendſtolze britiſche Oligarchie-Kaſte, welche mitſammen es für ſehr unſittlich und gottlos halten, wenn der Kryſtallpalaſt am Sonntag den arbeitenden Klaſſen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, ſagen wir, beſagte Königin und beſagte Kaſte irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. Dezember höchſt zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktiſchen" Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralcodex, dein Name iſt Lüge! Du biſt nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hülfloſen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerſeits hohnlachend zerreißen, wo ſie es

auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungestraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt Alles.““

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Gesims eines Kamins im großen Empfangsal gelehnt, welcher voll von Gästen war, den Oberst Vieyra zu sich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalstabs der pariser Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel“ — sagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne“ — „sind Sie Ihres Gesichtes hinlänglich Meister, um demselben den Eindruck einer großen Ueberraschung nicht anmerken zu lassen?“ — „Ich glaube wohl, mein Prinz.“ — „Desto besser.“ Und, also erzählt uns Monsieur Mayer der Offizielle, und mit einem noch lustigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui“) fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan!... Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie sind ein fester Mann. Können Sie mir dafür stehen, daß morgen früh der Generalmarsch nirgends geschlagen werden und keine Zusammenberufung der Nationalgarde statthaben wird?“ — „Allerdings,

falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie ſich hierüber mit dem Kriegsminiſter und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den ſpaniſchen Geſandten, welcher ſich näherte, beim Arm nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ ſich mit denſelben in ein heiteres Geplauder ein. Alſo die „bewaffnete Bourgeoiſie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er ſich anſchickte, „Frankreich und die Chriſtenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Offizielle verſichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoiſie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Deſpotismus die Bourgeoiſie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz ſeine Gäſte und zog ſich in ſein Kabinett zurück. Bald erſchien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" ſei beſchafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden ſich im Elyſée. „Gut, beginnen Sie mit dieſen Waffen-

gattungen den Kampf!“ Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will ſagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er ſchon am Bette des Oberſts Espinaſſe, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen ſind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier 100,000 Francs in Banknoten, bald ebenſoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalverſammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quäſtoren derſelben.“ Welcher Espinaſſe könnte ſolcher Beredtſamkeit widerſtehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredte Monſieur Fialin etwas ſpäter auf der Place de la Concorde ſein Hunderttauſendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerſtand demſelben nicht. Später hieß es, dem genannten General ſei auch ein Pferd, welches ihm während der Geſellſchaftsrettungsſchlacht erſchoſſen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, ſo kam der goldtriefende Dezemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quäſtoren der Nationalverſammlung zum

Schutze derſelben beſtellt war. Da ſtoben dem freigebigen Manne die Tauſende und Hunderttauſende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerſpitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Geſellſchaft nicht umſonſt! Der gewandte Seelenkäufer und ſeine Commis fanden in den Kaſernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen ſie aber doch — wunderbar zu ſagen! — auf einen „Ideologen“ in Uniform. In Wahrheit, da und dort ſtieß ein Sergeant, ein Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garniſon von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Chriſtenheit“ ſich „entflammt.“ Das ſind die Wunder der Disziplin und Subordination. Ah, wir haben es weit

gebracht im Christenthum in diesen achtzehn Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung!

Im Kabinett des Prinzen traten inzwischen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig," versichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutsame Rolle gespielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu bestätigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen." Der Herr Kriegsminister soll eine bare Million in seiner Tasche mitvorgetragen haben, um die eine Hälfte für sich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzustellen. Dem Monsieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch sei es ihm durch seine Mitverschworenen, insbesondere durch den kühnen Morny, wieder leidlich im Brustkasten befestigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läßt sich aus den Folgen mit Bestimmtheit errathen; über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monsieur Fleury in dieser Nacht für

gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich in's Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie Männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das Beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen Statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Sozialdemokraten, welche mit Hülfe „fremder Flüchtlinge" zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. Dezember kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer

von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische“ Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „sozialdemokratische.“ Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreichs, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes“ wußten, mußten wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verraths sich hergeben sollten; aber alle erklärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflo, den Oberstlieu-

tenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Nadaud. Alle dieſe „unverletzlichen“ Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umſtänden, welche komiſch geweſen ſein würden, wenn ſie nicht brutal geweſen wären. Unter den nach Mazas Geſchleppten befand ſich auch Herr Thiers, und falls die Entrüſtung darüber, daß der alte Mann daſelbſt der Gegenſtand höhniſcher Inſulten von Seiten des Gefängnißperſonals war, irgendwie Raum hiefür ließe, ſo könnte man ſich einer unwillkürlichen Anwandlung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe“ dem geſchichtef--indenden Vergötterer des „Onkels“ Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Weſen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte. . . Zugleich mit den Volksrepräſentanten wurden zuvörderſt auch etliche ſiebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energiſcher Widerſtand gegen den Staatsſtreich zu erwarten war. Sie wurden

sammt und sonders deportirt, ohne Prozeß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein das wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. Dezember, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod“ — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi.)“ Nein, wir wollen es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Dezembernacht auf der schweigenden Hauptstadt Frankreichs, als um die sechste Morgenstunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort von Mont-Valerien rollten. Zur selben Zeit bezog Forey den Quai d'Orsay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verstärkt war, die

falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie ſich hierüber mit dem Kriegsminiſter und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den ſpaniſchen Geſandten, welcher ſich näherte, beim Arm nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ ſich mit denſelben in ein heiteres Geplauder ein. Alſo die „bewaffnete Bourgeoiſie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er ſich anſchickte, „Frankreich und die Chriſtenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Offizielle verſichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoiſie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Deſpotismus die Bourgeoiſie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz ſeine Gäſte und zog ſich in ſein Kabinett zurück. Bald erſchien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" ſei beſchafft, d. h. die bewußten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden ſich im Elyſée. „Gut, beginnen Sie mit dieſen Waffen-

gattungen den Kampf!“ Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will ſagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er ſchon am Bette des Oberſts Espinaſſe, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen ſind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier 100,000 Francs in Banknoten, bald ebenſoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalverſammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quäſtoren derſelben.“ Welcher Espinaſſe könnte ſolcher Beredtſamkeit widerſtehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredte Monſieur Fialin etwas ſpäter auf der Place de la Concorde ſein Hunderttauſendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerſtand demſelben nicht. Später hieß es, dem genannten General ſei auch ein Pferd, welches ihm während der Geſellſchaftsrettungsſchlacht erſchoſſen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, ſo kam der goldtriefende Dezemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quäſtoren der Nationalverſammlung zum

Schutze derſelben beſtellt war. Da ſtoben dem freigebigen Manne die Tauſende und Hunderttauſende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerſpitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Geſellſchaft nicht umſonſt! Der gewandte Seelenkäufer und ſeine Commis fanden in den Kaſernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen ſie aber doch — wunderbar zu ſagen! — auf einen „Ideologen" in Uniform. In Wahrheit, da und dort ſtieß ein Sergeant, ein Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäklerhand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garniſon von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Chriſtenheit" ſich „entflammt." Das ſind die Wunder der Diziplin und Subordination. Ah, wir haben es weit

gebracht im Chriſtenthum in dieſen achtzehn Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung!

Im Kabinett des Prinzen trafen inzwiſchen der Prätendent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Verabredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig," verſichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutſame Rolle geſpielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befeſtigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen." Der Herr Kriegsminiſter ſoll eine bare Million in ſeiner Taſche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für ſich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzuſtellen. Dem Monſieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch ſei es ihm durch ſeine Mitverſchworenen, insbeſondere durch den kühnen Morny, wieder leidlich im Bruſtkaſten befeſtigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läßt ſich aus den Folgen mit Beſtimmtheit errathen; über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monſieur Fleury in dieſer Nacht für

Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterläßt Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, dereinst Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Dezemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Offizier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplott war. Die zum Voraus konsignirten Setzer und Drucker mußten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne Weiteres Jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern.“ Ein sehr deutlicher Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Offizielle zu rühmen nicht unter-

laſſen hat. Derſelbe edle Hiſtoriograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeſte des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Dezembers Paris und Frankreich überraſcht werden ſollten, gedruckt wurden, nicht umhin, alſo ſeiner lyriſchen Ekſtaſe Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhm des menſchlichen Gedankens war der erſte Akt des 2. Dezembers kein Kanonenſchuß, ſondern" — (sit venia verbo) — „ein Preſſeſchuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das troſtvolle Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbeſagter Blutmeſſe nämlich. Es wird erzählt, aber in verſchiedener, ſogar in ſich widerſprechender und demnach wenig glaubwürdiger Weiſe, daß im letzten Augenblick, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verſchworenen ſich trennen und an's Werk gehen ſollten, der Prinz oder nach anderer Verſion ſein Halbbruder Morny plötzlich ſchwankend geworden ſei. Da habe aber der inzwiſchen im Elyſée erſchienene Fleury den Schwankenden bei Seite genommen und, ein Piſtol ziehend, demſelben

Aufträge hatte und besorgte. Wahrscheinlich war derselbe in den Kasernen gesellschaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterläßt Monsieur Mocquard, der Geheimschreiber des Prinzen, dereinst Memoiren, welche über die einzelnen Umstände der Vorbereitungen zur Dezemberblutmesse befriedigendere Aufschlüsse geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß ist, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz diesem Offizier seine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um sie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplott war. Die zum Voraus konsignirten Setzer und Drucker mußten sich sofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doisy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umstellte und von der Nachbarschaft abschloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne Weiteres Jeden niederzuschießen, der es versuchen sollte, das Haus zu verlassen oder auch nur einem Fenster sich zu nähern." Ein sehr deutlicher Befehl, dessen Deutlichkeit Monsieur Mayer der Offizielle zu rühmen nicht unter-

laſſen hat. Derſelbe edle Hiſtoriograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeſte des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Dezembers Paris und Frankreich überraſcht werden ſollten, gedruckt wurden, nicht umhin, alſo ſeiner lyriſchen Ekſtaſe Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhm des menſchlichen Gedankens war der erſte Akt des 2. Dezembers kein Kanonenſchuß, ſondern" — (sit venia verbo) — „ein Preſſeſchuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das troſtvolle Präludium (prélude consolateur) hervor" — zu mehrbeſagter Blutmeſſe nämlich. Es wird erzählt, aber in verſchiedener, ſogar in ſich widerſprechender und demnach wenig glaubwürdiger Weiſe, daß im letzten Augenblick, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verſchworenen ſich trennen und an's Werk gehen ſollten, der Prinz oder nach anderer Verſion ſein Halbbruder Morny plötzlich ſchwankend geworden ſei. Da habe aber der inzwiſchen im Elyſée erſchienene Fleury den Schwankenden bei Seite genommen und, ein Piſtol ziehend, demſelben

gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederſchießen, ſo er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten ſich die Geſellſchafts-retter. Der Prinz ging ruhig ſchlafen, ſagt man. Ob er wirklich „ruhig“ ſchlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab ſich in's Kriegsminiſterium, um die angeordneten Truppen-bewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszu-ſtand zu ſetzen, welcher ja, wie Männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten“ unſeres Jahrhun-derts das Beſte thun muß. Morny ſeinerſeits machte ſich mit einer Soldatenbande nach dem Miniſterium des Inneren auf, um den Inhaber deſſelben auszu-treiben und ſich ſelber an deſſen Statt zum Miniſter zu improviſiren. Maupas eilte nach der Polizei-präfektur, wo nahezu 1000 Polizeiſoldaten und etliche 40 Polizeikommiſſäre verſammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verſchwö-rung der Sozialdemokraten, welche mit Hülfe „frem-der Flüchtlinge“ zum Ausbruche kommen ſollte, zu unterdrücken. Der 2. Dezember kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verſchwörer

von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische“ Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „sozialdemokratische.“ Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreichs, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes“ wußten, mußten wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verraths sich hergeben sollten; aber alle erklärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflo, den Oberstlieu-

tenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Radaud. Alle diese „unverletzlichen" Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umständen, welche komisch gewesen sein würden, wenn sie nicht brutal gewesen wären. Unter den nach Mazas Geschleppten befand sich auch Herr Thiers, und falls die Entrüstung darüber, daß der alte Mann daselbst der Gegenstand höhnischer Insulten von Seiten des Gefängnißpersonals war, irgendwie Raum hiefür ließe, so könnte man sich einer unwillkürlichen Anwandlung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe" dem geschichtef--indenden Vergötterer des „Onkels" Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Wesen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte. . . Zugleich mit den Volksrepräsentanten wurden zuvörderst auch etliche siebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energischer Widerstand gegen den Staatsstreich zu erwarten war. Sie wurden

sammt und sonders deportirt, ohne Prozeß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein das wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. Dezember, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod“ — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi.)“ Nein, wir wollen es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Dezembernacht auf der schweigenden Hauptstadt Frankreichs, als um die sechste Morgenstunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort von Mont-Valerien rollten. Zur selben Zeit bezog Forey den Quai d'Orsay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verstärkt war, die

Umgebungen des Palais Elyſée beſetzte. Zur ſelben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermaſſen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und dieſe Papiermaſſen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuſerwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes.
Der Präſident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſ't.
2) Das allgemeine Stimmrecht iſt wieder hergeſtellt.
3) Das franzöſiſche Volk wird zwiſchen dem 14. und dem 21. Dezember an ſeine Abſtimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszuſtand iſt im ganzen Umfang der 1. Militärdiviſion verhängt (d. h.

über Paris und zehn benachbarte Departements).

5) Der Staatsrath ist aufgelöst.

6) Der Minister des Innern ist mit dem Vollzug dieser Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elysée, am 2. Dezember 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Minister des Innern

de Morny."

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Dezembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiszirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzu groß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur Solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bil-

dungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein Anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu Schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen Etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägt sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistopheliſchem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebt. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Dezemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das

franzöſiſche Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob ſich der prinzliche Satiriker zur Zenithhöhe ſouveräner Menſchenverachtung. Denn wie unſäglich mußte der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demſelben den Fuß gewaltſam auf den Nacken ſetzte, den ſarkaſtiſchen Hohn zuſchleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkeſpinner und Verſchwörer in der Nationalverſammlung, zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und ſeine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen.“ Und wie mußte der eine Soldateska verachten, welcher an ſie, nachdem er ſie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, ſeid ſtolz auf eure Miſſion! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Geſetze zu verletzen, ſondern um dem Grundgeſetz des Landes Geltung zu verſchaffen, der Nationalſouverainetät, deren legitimer Repräſentant ich bin.“ Der Staat bin ich! ſagte jener Louis Bourbon. Ich repräſentire den Willen der Nation! ſagte dieſer Louis Bonaparte. Und

dungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein Anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu Schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen Etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägt sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistopheliſchem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebt. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Dezemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das

franzöſiſche Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob ſich der prinzliche Satiriker zur Zenithhöhe ſouveräner Menſchenverachtung. Denn wie unſäglich mußte der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demſelben den Fuß gewaltſam auf den Nacken ſetzte, den ſarkaſtiſchen Hohn zuſchleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkeſpinner und Verſchwörer in der Nationalverſammlung, zum Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und ſeine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen.“ Und wie mußte der eine Soldateska verachten, welcher an ſie, nachdem er ſie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, ſeid ſtolz auf eure Miſſion! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Geſetze zu verletzen, ſondern um dem Grundgeſetz des Landes Geltung zu verſchaffen, der Nationalſouverainetät, deren legitimer Repräſentant ich bin.“ Der Staat bin ich! ſagte jener Louis Bourbon. Ich repräſentire den Willen der Nation! ſagte dieſer Louis Bonaparte. Und

Beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, deſto lieber und leichter ſchluckt bekanntlich der Köhlerglaube ſie hinunter. Aber wir vergeſſen, daß fünf Millionen und mehr franzöſiſche Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und beſtellt hatten. Louis Bonaparte legte ſein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigſtens eine große Anzahl ſeiner Wähler daſſelbe verſtanden wiſſen wollte; allein man muß billiger Weiſe in Rechnung bringen, daß, wie Jedermann weiß, Dame Exegeſe eine Wachsnaſe beſitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juriſten, ſo auch unter denen von Politikern die abſonderlichſten Formen und verwunderſamſten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Dezembermänner, von vornherein nicht nur entſchloſſen, ſondern auch unbedingt darauf angewieſen, Alles an Alles zu ſetzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerſtand niederzuſchmettern, mit kaltblütigſter Umſicht getroffen und ſetzten dieſelben mit einer Energie in Vollzug, welche ſich ſchlechter-

dings Nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaten: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Geſellſchaft, was Alles ſich zuſammenfaßte in dem Stichwort: Unbeſchränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präſident und dann Kaiſer heißen ſoll. Der unvergleichliche Offizielle, Monſieur P. Mayer, welcher, Jude von Geburt, Deutſcher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in ſeiner hofhiſtoriographiſchen Perſon den deutſchen Bedienten mit dem franzöſiſchen Mouchard ſo ſchön vereinigt, er hat die Philoſophie der Geſellſchaftsretterei in wahrhaft lapidariſcher Sprache alſo geoffenbart: — „Wollte man ſich nicht einer ſchmählichen Niederlage bloßſtellen, ſo mußte man nicht nur zuvorkommen, ſondern auch ſchrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, ſondern man ſchlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, ſondern ſtürzt ſich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, ſo

Beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, desto lieber und leichter schluckt bekanntlich der Köhlerglaube sie hinunter. Aber wir vergessen, daß fünf Millionen und mehr französische Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und bestellt hatten. Louis Bonaparte legte sein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigstens eine große Anzahl seiner Wähler dasselbe verstanden wissen wollte; allein man muß billiger Weise in Rechnung bringen, daß, wie Jedermann weiß, Dame Exegese eine Wachsnase besitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juristen, so auch unter denen von Politikern die absonderlichsten Formen und verwunderſamsten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Dezembermänner, von vornherein nicht nur entschlossen, sondern auch unbedingt darauf angewiesen, Alles an Alles zu setzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerstand niederzuschmettern, mit kaltblütigster Umsicht getroffen und setzten dieselben mit einer Energie in Vollzug, welche sich schlechter-

dings Nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaten: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Geſellſchaft, was Alles ſich zuſammenfaßte in dem Stichwort: Unbeſchränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präſident und dann Kaiſer heißen ſoll. Der unvergleichliche Offizielle, Monſieur P. Mayer, welcher, Jude von Geburt, Deutſcher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in ſeiner hofhiſtoriographiſchen Perſon den deutſchen Bedienten mit dem franzöſiſchen Mouchard ſo ſchön vereinigt, er hat die Philoſophie der Geſellſchaftsretterei in wahrhaft lapidariſcher Sprache alſo geoffenbart: — „Wollte man ſich nicht einer ſchmählichen Niederlage bloßſtellen, ſo mußte man nicht nur zuvorkommen, ſondern auch ſchrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, ſondern man ſchlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, ſondern ſtürzt ſich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé)." Ja, ſo

war es! „Man muß den Royaliſten Furcht einjagen!“ ſagte der Septemberſchrecken von 1792. „Man muß den Royaliſten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Pariſern und Pariſerinnen, man muß aller Welt Angſt einjagen!“ ſagte der Dezemberſchrecken von 1851. Und alſo geſchah es. Laßt unſere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgeſtellt iſt, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln“ zerbrechen und den Inhalt rechts und links verſtreuen, laßt hübſche Dirnen im Marketenderinnenaufzug Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfeſtorgie der „Rettung Frankreichs und der Chriſtenheit“ anheben. Wir wollen ſchrecken, beben vor Nichts zurück und ſind auf Alles gefaßt, ſelbſt auf äußerſte Nothfälle.

In Wahrheit, das waren ſie, und es iſt daher wohl mehr als eine „böswillige“ Sage, daß der Kriegsminiſter de Saint-Arnaud einen ſchriftlichen Befehl in der Taſche gehabt habe, die verhafteten Offiziere und Volksvertreter, ſo es nöthig, erſchießen

zu laſſen, ſodann im Nothfall mit den Truppen auf das Palais Elyſée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts ſich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieſes Aeußerſte, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutt der Hauptſtadt aufzupflanzen, erwies ſich nicht als nöthig. Denn der Widerſtand, welchen die Geſellſchaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derſelbe zunächſt von der Nationalverſammlung aus, welche ſich ſo unceremoniös an die Luft geſetzt ſah. Sie machte nun aber die unliebſame Erfahrung, welche ſchon ſo unzählige Male gemacht worden iſt, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatſache. Die Herren Dupin und Daru, Präſident und Vicepräſident des Parlements, ſahen ſich, als ſie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Verſuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarſtes und beliebteſtes Geſchäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Proteſt zu erlaſſen, mittelſt des Arguments gefällter Bajonnette barſch zurückgewieſen. Herr Dupin, welcher ſich

nachmals, ſobald es die „Honnettität“ erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsſtreichsprinzen hergab, ſagte zu den Säbelſchleppern: „Das Recht iſt für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen.“ Etwas ſpäter fanden ſich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalverſammlung in der Mairie des 10. Arrondiſſement in der Rue Grenelle zuſammen und thaten große Thaten in Worten. Unter dem Vorſitz von Benoit d'Azy beſchloſſen dieſe „Honetten“, daß der Präſident der Republik abgeſetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweiſen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt ſei. Etwas Hochkomiſches hatte es, daß die Ergebniſſe dieſer zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geſchworenen Bourboniſten Berryer, den berühmteſten Chef des legitimiſtiſchen Royalismus, zum Fenſter hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Hiſtoria iſt doch ein witziges Weib! Nachdem aber

der erfolgloſe Schwatz — denn Niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erſchienen zwei Polizeikommiſſäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faßten die Verſammlung, als dieſelbe ſich nicht freiwillig zerſtreuen wollte, ab und führten ſie nach der Kaſerne am Quai d'Orſay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerenſträflingen beſtimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geſchafft wurden. Ueberhaupt that der Dezemberſchrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängniſſe in Paris, die Kaſematten der Forts ringsher füllten ſich mit Maſſen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Geſammtzahl der Verhafteten ging in die Tauſende. Denn wie der Septemberſchrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig" angeſehen hatte, ſo betrachtete der Dezemberſchrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im maſſenhaften Einthürmen — immer-

fort, verſteht ſich, zur Ehre der Geſellſchafts-rettung.

Aber dieſe ſollte ſich noch viel draſtiſcher manifeſtiren! Es galt ja, zu „ſchrecken“. Der Bonapartismus wollte ſich ſo recht mit „Eclat“ inthroniſiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel ſein Auferſtehungsfeſt begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu ſolchem Vorgehen einen leiblichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gaſſe geworfenen Nationalverſammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten“ im Juni von 1848 das Volk niedergekartätſcht und im Mai von 1850 ſeines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn dieſe Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder Nichts. Wie, für orleaniſtiſche Tribünecharlatane à la Thiers, für bourboniſtiſche Deklamatoren à la Berryer, für Bröze à la Faucher, für Jeſuiten à la Fallour ſollte das

Volk ſich ſchlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigſtens nicht in Maſſe. Im Gegentheil, das in den Maſſen vorherrſchende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten“ Gaukler, Ränkeſpinner und Verräther ein noch viel „honetterer“ gekommen. Auch verfehlte der ſchlaue Paragraph im Staatsſtreichsdekret, kraft deſſen das allgemeine Stimmrecht wieder hergeſtellt wurde, ſeine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieſer ſchwer verwundet — wie Esquiros und Schoelcher „aux armes!“ riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, ſchon am 2. Dezember einzelne Scharen gegen die Geſellſchaftsrettung in's Feld, will ſagen auf Barrikaden zu ſtellen. Am folgenden Tage gewann es ſogar den Anſchein, als wollte der Widerſtand großartigere Verhältniſſe annehmen. Man ſchlug ſich in den Vorſtädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blou-

ſenleute ſpottlächelnd ſagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackſtiefeln", d. h. die Maſſen betheiligten ſich nicht. Außerdem hatten die Geſellſchaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Beſtie im Soldaten zur wildeſten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigerſprünge.

Am 4. Dezember war der Widerſtand in den genannten Quartieren ſchon im Berathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verſpüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geſchreckt" worden. Daher ſollte der Geſellſchaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran ſei, ſie zu „retten", und wollte der Dezemberſchrecken ſchlechterdings in ſeiner ganzen Macht und Pracht ſich ſehen laſſen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards" nannte. Der weinſelige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zu-

folge, wie ſie in der Atmoſphäre von Staatsſtreichen ungreifbar flattern, eine in Paris lebende vornehme Ruſſin eine Schäferſtunde als Siegespreis für dieſe Heldenthat ausgeſetzt haben ſoll, beſorgten heroiſch dieſes Schreckgeſchäft. Tauſende und wieder Tauſende von Neugierigen, waffenlos, fragend, ſchwatzend, Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelſignale und Trompetenſtöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie ſagt Monſieur P. Mayer der Offizielle? „In Staatsſtreichsſachen diskutirt man nicht, man ſchlägt zu.“

Ja, man ſchlug zu. Die Boulevards entlang zwiſchen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin raſ'te das Gemetzel am fürchterlichſten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenloſen, von Greiſen, von Frauen, von Kindern noch am Abend ſo hoch, daß Vorübergehende durchwaten mußten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht“ ſtanden.

Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie. „Tödtet, was ihr vor euch findet!“ schrieen Offiziere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!“ schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenlosen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Dezemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein Hunderte und wieder Hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Also ward die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, also ward die Gesell-

schaft gerettet und Louis Bonaparte zum unumschränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, ist legitim"! hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, ist vernünftig"! hat das große Katheberlicht Hegel gesagt. Der Staatsstreich vom 2. Dezember war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus ist eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich ist er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie Mancher wähnt den Feind zersplittert,
Indeß die Nemesis umwittert
Sein Siegeszelt" —

und darum mag da und dort ein einsamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolg, — habe Seine Hoheit der Despotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denselben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, sein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwendet, aus dieser schon den nahenden Donnerschritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, diese Einsamen sind nur „Ideologen",

„Prinzipienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich Nichts zu schaffen hat. Diese, die Realpolitik, welche die Thatsache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeschichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, sie hat die Dezembristen nicht allein absolvirt, sondern auch beatisirt und glorifizirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit Zweierlei. Erstens, daß Napoleon der Dritte in den dreizehn Jahren, seitdem er Frankreich beherrscht, den Beweis geliefert habe, daß es noch Keiner so gut wie er verstanden, über Franzosen zu herrschen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar kostbares Element in dem Gährungsprozeß unserer Zeit. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa sicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie sie dem Sturze Napoleons des Ersten gefolgt war, zurückgesunken. Der Dezembermann hat die Völker wach erhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereinduseln bewahrt

und ſo darf und muß ihm jeder Unbefangene und Realpolitiker noch eine lange Laufbahn wünſchen mit den Worten Hamlets: —

„Well said, old mole! Can'st work i'the earth so fast?
A worthy pioneer! ...“

Der Hiſtoriker von wirklichem Beruf alſo, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menſchen, ſie begreifen unſchwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleoniſchen Kaiſerthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anſtehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Dieſe Sünden zu ſtrafen und mittelſt ſolcher Vergeltung, wenn auch unbewußt und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu ſchaffen, das war des zweiten Empire Beſtimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte czariſche Knute, welche die ... (ihr wißt ſchon!)... in ihres angeſtammten Nichts durchbohrendem Gefühle ſo lange mit brünſtiger Andacht geküßt hatten, zerbrochen und wie er den luciferiſch hoch- und über-

müthigen britiſchen Leoparden dahingebracht hat, als ſein wohldreſſirter Pudel ſich zu gebaren, ſo wird man ſchon zugeben müſſen, daß der Neffe des Onkels denkende Menſchen von der unheilvollen Beſtrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderſtehlichen ruſſiſchen Macht und von der unübertrefflichen engliſchen Staatsverwaltung glücklich erlöſt habe. Und wer könnte im Ernſte beſtreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es geweſen, welcher der armen ſchönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß ſie ſich der kroatiſchen Nothzucht und der bourboniſchen Folterung erwehren konnte und ſogar Muth, Kraft und Entſchluß zu ſammeln vermag, die gräuliche Rieſenwanze, ſo auf den ſieben Hügeln ſitzt, eines Tages zu zerquetſchen.

„Doch" — ſo hör' ich einwerfen — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleoniſche Weſen widerſpricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutſche ſie verſtehen und beſitzen" ... O Himmel, die ſpezifiſch deutſche Sittlichkeit! Geht doch, es iſt ja Nichts dahinter als Selbſttäuſchung und

Phraſe. Die wirklichen und wahrhaften Kardinaltugenden unſeres Volkes: — der idealiſtiſche Hang und Drang, die unverwüſtliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitsluſt — ſie mögen und ſollen geprieſen werden, ſo lange eine deutſche Zunge ſich rührt und eine deutſche Hand die Feder führt. Aber das Gedahle von und das Geprahle mit einer ſittlichen Quinteſſenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutſchen verliehen worden, iſt eitel Katheberdünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenſtatiſtik von Europa an und merkt euch daraus etwa die eine Thatſache, daß Deutſchland die ruchloſeſten Giftmiſcherinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet ſich mit Ekel und Entrüſtung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beſchmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutſchen Weſen darzubringen jetzt in Deutſchland Mode geworden iſt und unſerem Volke die Binde unſeliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleiſtert. Freilich, es iſt nicht

allein der Könige, sondern auch der Völker Unglück, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem soll der rechte Patriot nimmer ermüden, seinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbstgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartschwieligen Arbeitshänden und der edeln Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr seid keineswegs vor andern civilisirten Völkern mit „Sittlichkeit" begnadet, und was auch schlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorschmeicheln mögen, bis zu dieser Stunde ist eine herbe Wahrheit das Wort Göthe's: „Die Deutschen sind als Individuen meist respektabel, als Volk miserabel."

Ach, und wie miserabel! Wo ist denn unser Nationalgewissen? Wo der vielbesungene „Männerstolz vor Königsthronen"? Es steht uns fürwahr gut an, über die französische „Unsittlichkeit" zu schelten, welche den Staatsstreich vom Dezember geduldet und das Wiederkommen des Napoleonismus zu-

gelassen habe, ja wohl! Wo ist denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutsche „Sittlichkeit" nicht geduldet und zugelassen, wo eine stupide Hintansetzung unserer handgreiflichsten Interessen, eine schnöde Mißhandlung unserer heiligsten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unserer theuersten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutsche mit der ganzen Gelassenheit des Stumpfsinns zugesehen, als nach der mißglückten deutschen Viertelsrevolution die Vertheidiger der sonnenklaren Rechte der Nation, Hunderte, Tausende schlechtester wahrlich nicht, sondern bester Söhne unseres Landes — die „besten" Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren" standen daneben, mit schlechtverhaltener Freude sich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäusern zu Schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fisches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick solcher „Sittlichkeit" nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren